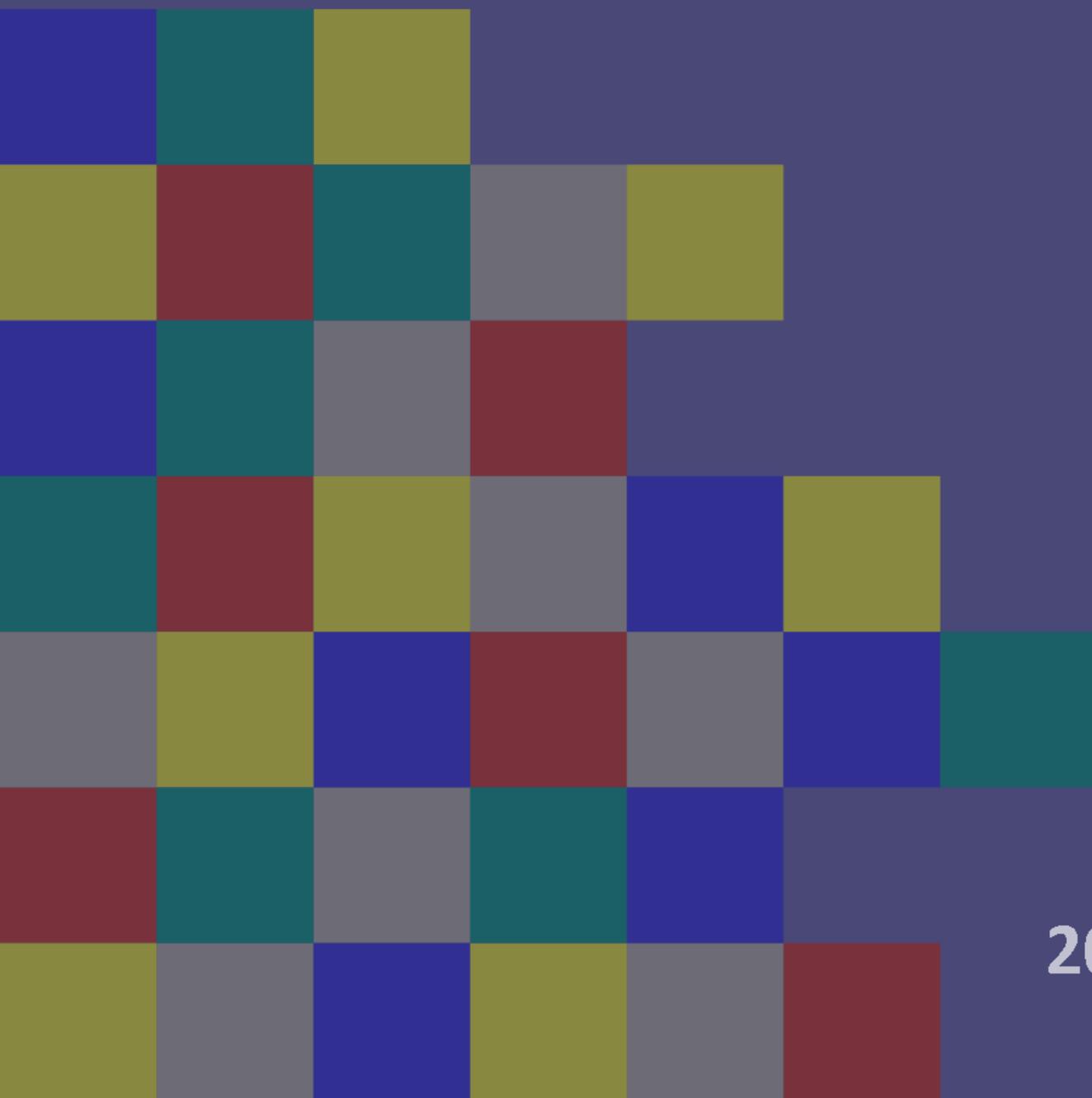


Milan Žitný

Materialien zu Pflichtlektüren für Germanistikstudenten

Deutschsprachige Prosa
zwischen 1945 und 1989



2017

Materialien zu Pflichtlektüren für Germanistikstudenten

Deutschsprachige Prosa zwischen 1945 und 1989

doc. PhDr. Milan Žitný, CSc.

Recenzenti: prof. PhDr. Ladislav Šimon, CSc.
 doc. Mgr. Róbert Gáfrik, PhD.

Typografická úprava: Mgr. Ing. Roman Horváth, PhD.

Copyright © 2017 Trnavská univerzita v Trnave, Pedagogická fakulta, Katedra nemeckého jazyka a literatúry. Prvé vydanie. Všetky práva vyhradené.

ISBN 978-80-568-0054-6

INHALT

Vorwort	4
Literatur in der Bundesrepublik Deutschland	5
Wolfgang Borchert (1921 – 1947)	5
Hans Erich Nossack (1901 – 1977)	8
Wolfgang Koeppen (1906 – 1996)	11
Alfred Andersch (1914 – 1980)	14
Wolfgang Hildesheimer (1916 – 1991)	18
Heinrich Böll (1917 – 1985)	22
Siegfried Lenz (1926 – 2014)	25
Günter Grass (1927 – 2015)	30
Martin Walser (1927)	33
Günter Herburger (1932)	36
Peter Härtling (1933 – 2017)	39
Patrick Süskind (1949)	42
Literatur in der Deutschen Demokratischen Republik	46
Anna Seghers (1900 – 1983)	46
Erwin Strittmatter (1912 – 1994)	48
Jurij Brězan (1916 – 2006)	51
Johannes Bobrowski (1917 – 1965)	55
Christa Wolf (1929 – 2011)	58
Ulrich Plenzdorf (1934 – 2007)	61
Christoph Hein (1944)	64

Literatur in Österreich	67
Heimito von Doderer (1896 – 1966)	67
Jeannie Ebner (1918 – 2004)	70
Ingeborg Bachmann (1926 – 1973)	74
Thomas Bernhard (1931 – 1989)	78
Peter Handke (1942)	81
Elfriede Jelinek (1946)	85
Literatur in der Schweiz	87
Max Frisch (1911 – 1991)	87
Friedrich Dürrenmatt (1921 – 1991)	91
Exilliteratur	96
Peter Weiss (1916 – 1982)	96

VORWORT

Der vorliegende Band ist das Resultat langjähriger didaktischer Erfahrungen, die in Seminaren für neuere deutschsprachige Literatur gesammelt worden sind. Die Unterrichtspraxis hat nämlich gezeigt, dass nur ein Teil der Pflichtlektüre mit den Studierenden besprochen werden kann, weil das Titelverzeichnis sehr umfangreich ist. Dies bezieht sich vor allem auf die externen Studierenden, hat jedoch auch für die internen Studierenden seine Gültigkeit. Darüber hinaus ist allgemein bekannt, dass viele Studierende sich damit begnügen, bloß Informationen über Autoren und Werke zu lesen, während die Arbeit mit und an den Texten zu kurz kommt.

Aus diesem Grund wurden in diesem Kompendium neben kurz gefassten biografischen Porträts der wichtigsten deutschsprachigen Autoren der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch die entsprechenden Texte angeführt, die die Entwicklung der deutschsprachigen Literatur in diesem Zeitraum von verschiedenen Aspekten belegen. Damit sollte eine Basis geschaffen werden, die es ermöglicht, die unterschiedlichen literarischen und ästhetischen Konzeptionen zu vergleichen. Die deutschsprachige Literatur in den Jahren 1945 bis 1989 bildete, mit Dionýz Ďurišin gesprochen, eine interliterarische Gemeinschaft, obwohl ihre Bestandteile geopolitisch zu fünf verschiedenen Gebieten gehörten – dies zeigt sich in der Einteilung des Kompendiums in diesbezügliche fünf Abschnitte – Literatur der Bundesrepublik Deutschland, Literatur der Deutschen Demokratischen Republik, österreichische Literatur, Literatur der Schweiz und Exilliteratur. Die gewählten Autoren und Leseproben entsprechen zum Teil dem international akzeptierten Kanon der deutschsprachigen Literatur, andererseits widerspiegeln sie die intensive jahrzehntelange slowakische Rezeption der deutschsprachigen Literatur in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg.

LITERATUR IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

Wolfgang BORCHERT (1921 – 1947)

Wolfgang Borchert ist der herausragende Vertreter der so genannten „Trümmerliteratur“. Er versuchte, in seinen Texten die Erfahrungen des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit zu verarbeiten. Er stammte aus Hamburg. Seine künstlerischen Ambitionen wurden tragisch durch den Krieg beeinflusst, den er an der Ostfront, in Gefängnissen und Lazaretten verbrachte. Sein großes Thema war der Krieg. Er starb im November 1947 am Vorabend der Uraufführung seines Theaterstückes *Draußen vor der Tür* im Alter von 26 Jahren. Sein Gesamtwerk blieb schmal, es sind ca. 300 Seiten, überwiegend Kurzgeschichten und Lyrik, und dennoch finden sich Perlen der deutschsprachigen Nachkriegsliteratur darunter wie *Das Brot* oder *Nachts schlafen die Ratten doch*. Sein Aufschrei „Sag nein!“ war der Schrei einer ganzen Generation um das Leben betrogener junger Menschen. Doch Borchert war stets mehr als der „Neinsager“, auf den man ihn in den Zitaten noch heute reduziert. Er war ein Schwärmer, voll Elan und Ungeduld, der die Welt, die Sprache, die Grammatik umstoßen wollte. So war der letzte Schrei, den Borchert der Welt in der Person des Kriegsheimkehrers Beckmann im Drama *Draußen vor der Tür* entgeschleuderte, das von tiefer Verzweiflung über das bereits einsetzende Vergessen und Verdrängen seiner Zeitgenossen geprägt: „Gibt denn keiner, keiner Antwort?“

Die Leseprobe stammt aus dem Band *Die traurigen Geranien*, in dem zehn Texte aus dem Nachlass enthalten sind. In diesen Musterstücken der Gattung Kurzgeschichte erscheint Borchert nicht als Ankläger seiner Zeit, sondern als distanzierter Beobachter. Die Sprache ist lakonisch, lapidar, assoziativ reihend, eines der bevorzugten Stilmittel ist die Wiederholung. Borchert knüpft hier auch an die frühe expressionistische Prosa Heyms und Döblins an.

Die lange lange Straße entlang

Links zwei drei vier links zwei drei vier links zwei weiter, Fischer! drei vier links zwei vorwärts, Fischer! schneidig, Fischer! drei vier atme, Fischer! weiter, Fischer, immer weiter zickezacke zwei drei vier schneidig ist die Infanterie zickezackejuppheidi schneidig ist die Infanterie die Infanterie – – –

Ich bin unterwegs. Zweimal hab ich schon gelegen. Ich will zur Straßenbahn. Ich muss mit. Zweimal hab ich schon gelegen. Ich hab Hunger. Aber mit muss ich. Muss. Ich muss zur Straßenbahn. Ich muss mit. Zweimal hab ich schon drei vier links zwei drei vier aber mit muss

ich drei vier zickezacke zacke drei vier juppheidi ist die Infanterie die Infanterie Infanterie fantrie fantrie – – – 57 haben sie bei Woronesch begraben. 57, die hatten keine Ahnung, vorher nicht und nachher nicht. Vorher haben sie noch gesungen. Zickezackejuppheidi. Und einer hat nach Hause geschrieben: – – – dann kaufen wir uns ein Grammophon. Aber dann haben viertausend Meter weiter ab die andren auf Befehl auf einen Knopf gedrückt. Da hat es gerumpelt wie ein alter Lastwagen mit leeren Tonnen über Kopfsteinpflaster: Kanonenorgel. Dann haben sie 57 bei Woronesch begraben. Vorher haben sie noch gesungen. Hinterher haben sie nichts mehr gesagt 9 Autoschlosser, 2 Gärtner, 5 Beamte, 6 Verkäufer, 1 Friseur, 17 Bauern, 2 Lehrer, 1 Pastor, 6 Arbeiter, 1 Musiker, 7 Schuljungen. 7 Schuljungen. Die haben sie bei Woronesch begraben. Sie hatten keine Ahnung. 57.

Und mich haben sie vergessen. Ich war noch nicht ganz tot. Juppheidi. Ich war noch ein bisschen lebendig. Aber die andern, die haben sie bei Woronesch begraben. 57. 57. Mach noch ne Null dran. 570. Noch ne Null und noch ne Null. 57 000. Und noch und noch und noch. 57 000 000. Die haben sie bei Woronesch begraben. Sie hatten keine Ahnung. Sie wollten nicht. Das hatten sie gar nicht gewollt. Und vorher haben sie noch gesungen. Juppheidi. Nachher haben sie nichts mehr gesagt. Und der eine hat das Grammophon nicht gekauft. Sie haben ihn bei Woronesch und die andern 56 auch begraben. 57 Stück. Nur ich. Ich, ich war noch nicht ganz tot. Ich muss zur Straßenbahn. Die Straße ist grau. Aber die Straßenbahn ist gelb. Ganz wunderhübsch gelb. Da muss ich mit. Nur dass die Straße so grau ist. So grau und so grau. Zweimal hab ich schon zickezacke vorwärts, Fischer! drei vier links zwei links zwei gelegen drei vier weiter, Fischer! Zickezacke juppheidi schneidig ist die Infanterie schneidig, Fischer! weiter, Fischer! links zwei drei vier wenn nur der Hunger der elende Hunger immer der elende links zwei drei vier links zwei links zwei links zwei links zwei – – –

Wenn bloß die Nächte nicht wärn. Wenn bloß die Nächte nicht wärn. Jedes Geräusch ist ein Tier. Jeder Schatten ist ein schwarzer Mann. Nie wird man die Angst vor den schwarzen Männern los. Auf dem Kopfkissen grummeln die ganze Nacht die Kanonen: Der Puls. Du hättest mich nie allein lassen sollen, Mutter. Jetzt finden wir uns nicht wieder. Nie wieder. Nie hättest du das tun sollen. Du hast doch die Nächte gekannt. Du hast doch gewusst von den Nächten. Aber du hast mich von dir geschrien. Aus dir heraus und in diese Welt mit den Nächten hineingeschrien. Und seitdem ist jedes Geräusch ein Tier in der Nacht. Und in den blaudunklen Ecken warten die schwarzen Männer. Mutter Mutter! in allen Ecken stehn die schwarzen Männer. Und jedes Geräusch ist ein Tier. Jedes Geräusch. ist ein Tier. Und das Kopfkissen ist so heiß. Die ganze Nacht grummeln die Kanonen darauf. Und dann haben sie 57 bei Woronesch begraben. Und die Uhr schlurft wie ein altes Weib auf Latschen davon davon davon. Sie schlurft und schlurft und schlurft und keiner keiner hält sie auf. Und die Wände kommen immer näher. Und die Decke kommt immer tiefer. Und der Boden der Boden der wankt von der Welle Welt. Mutter Mutter! warum hast du mich allein gelassen, warum? Wankt von der Welle. Wankt von der Welt. 57. Rums. Und ich will zur Straßenbahn. Die Kanonen haben gegrummelt. Der Boden wankt Rums. 57. Und ich bin noch ein bisschen

lebendig. Und ich will zur Straßenbahn. Die ist gelb in der grauen Straße. Wunderhübsch gelb in der grauen. Aber ich komm ja nicht hin. Zweimal hab ich schon gelegen. Denn ich hab Hunger. Und davon wankt der Boden. Wankt so wunderhübsch gelb von der Welle Welt. Wankt von der Hungerwelt. Wankt so welthungrig und straßenbahngelb.

Eben hat einer zu mir gesagt: Guten Tag, Herr Fischer. Bin ich Herr Fischer? Kann ich Herr Fischer sein, einfach wieder Herr Fischer? Ich war doch Leutnant Fischer. Kann ich denn wieder Herr Fischer sein? Bin ich Herr Fischer? Guten Tag, hat der gesagt. Aber der weiß nicht, dass ich Leutnant Fischer war. Einen guten Tag hat er gewünscht – für Leutnant Fischer gibt es keine guten Tage mehr. Das hat er nicht gewusst.

Und Herr Fischer geht die Straße lang. Die lange Straße lang. Die ist grau. Er will zur Straßenbahn. Die ist gelb. So wunderhübsch gelb. Links zwei, Herr Fischer. Links zwei drei vier. Herr Fischer hat Hunger. Er hält nicht mehr Schritt Er will doch noch mit, denn die Straßenbahn ist so wunderhübsch gelb in dem Grau. Zweimal hat Herr Fischer schon gelegen. Aber Leutnant Fischer kommandiert: Links zwei drei vier vorwärts, Herr Fischer! Weiter, Herr Fischer! Schneidig, Herr Fischer, kommandiert Leutnant Fischer. Und Herr Fischer marschiert die graue Straße lang, die graue graue lange Straße lang. Die Mülleimerallee. Das Aschkastenspalier. Das Rinnsteinglaci. Die Champs-Ruines. Den Muttschuttschlagindutt-broadway. Die Trümmerparade. Und Leutnant Fischer kommandiert. Links zwei links zwei. Und Herr Fischer Herr Fischer marschiert, links zwei links zwei links zwei links vorbei vorbei vorbei – – –

Das kleine Mädchen hat Beine, die sind wie Finger so dünn. Wie Finger im Winter. So dünn und so rot und so blau und so dünn. Links zwei drei vier machen die Beine. Das kleine Mädchen sagt immerzu und Herr Fischer marschiert nebenan, das sagt immerzu: Lieber Gott, gib mir Suppe. Lieber Gott, gib mir Suppe. Ein Löffelchen nur. Ein Löffelchen nur. Ein Löffelchen nur. Die Mutter hat Haare, die sind schon tot lange schon tot. Die Mutter sagt: Der liebe Gott kann dir keine Suppe geben, er kann es doch nicht. Warum kann der liebe Gott mir keine Suppe geben? Er hat doch keinen Löffel. Den hat er nicht. Das kleine Mädchen geht auf seinen Fingerbeinen, den dünnen blauen Winterbeinen, neben der Mutter. Herr Fischer geht nebenan. Von der Mutter sind die Haare schon tot. Sie sind schon ganz fremd um den Kopf. Und das kleine Mädchen tanzt rundherum um die Mutter herum um Herrn Fischer herum rundherum: Er hat ja keinen Löffel. Er hat ja keinen Löffel. Er hat ja keinen nicht mal einen hat ja keinen Löffel. So tanzt das kleine Mädchen rundherum. Und Herr Fischer marschiert hintenan. Wankt nebenan auf der Welle Welt. Wankt von der Welle Welt. Aber Leutnant Fischer kommandiert: Links zwei jupp vorbei schneidig, Herr Fischer, links zwei und das kleine Mädchen singt dabei: Er hat ja keinen Löffel. Er hat ja keinen Löffel. Und zweimal hat Herr Fischer schon gelegen. Vor Hunger gelegen. Er hat ja keinen Löffel. Und der andere kommandiert: Juppheidi juppheidi die Infanterie die Infanterie die Infanterie – – –

Hans Erich NOSSACK (1901 – 1977)

Hans Erich Nossack wurde 1901 in Hamburg geboren. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden seine Schriften verboten. Eines der Schlüsselerlebnisse war für ihn die Zerstörung seiner Vaterstadt, bei der alle seine Schriften verbrannten. Er schrieb einen erschütternden Bericht über den von ihm erlebten Untergang Hamburgs (Anthologie *Interview mit dem Tode*, 1948). Er schildert den „Untergang“ als die menschliche Grundsituation. Nach dem 2. Weltkrieg erschienen neben dem Drama *Die Rotte Kain* (1949) auch „neorealistische“ Erzählungen, Romane und Essays (*Spätestens im November*, *Der unbekanntes Sieger*). Nossack reagierte auf Impulse des Existentialismus.

In dem Roman *Spätestens im November* (1955) gestaltete er das Thema der Zusammengehörigkeit von Liebe und Tod. Die Ich-Erzählerin Marianne Helldagen ist die Ehefrau eines bekannten Wirtschaftsmanagers. Stellvertretend für ihren Mann nimmt sie an der Verleihung eines Literaturpreises an Berthold Möncken teil. Als sich Marianne und der Schriftsteller nach dem Festakt begegnen, spüren beide ein gemeinsames Band zwischen sich. Möncken spricht scheinbar aus heiterem Himmel die Worte: „Mit Ihnen lohnt es sich zu sterben.“ Im Zwiespalt ihrer Gefühle, zwischen beiden Bindungen hin- und hergerissen, erfährt sie die Unerfüllbarkeit ihres Glücksverlangens. „Spätestens im November“ muss sie sich zwischen den beiden Männern entscheiden. Nossack, dem 1961 der Georg-Büchner-Preis verliehen wurde, starb 1977 in Hamburg.

Spätestens im November (1955)

Es war das erste Mal, dass ich sein Gesicht sah. Man sieht es nicht immer, nur wenn man Glück hat. Denn er hatte mehrere Gesichter. Welche, die er zeigte und die sich alle ähnlich waren und die sich fotografieren ließen, wenn er mit den Leuten sprach, mit dem Oberbürgermeister oder mit der Riebow, oder auf der Straße. Ich weiß nicht, wo er sie immer so rasch hernahm, es konnte einen ganz irre machen. Auch das waren Gesichter, die gut aussahen, kluge Gesichter, aufmerksame, höhnische, aber alle so hastig, nur für den Augenblick, dann wurden sie weggeworfen und ein neues Gesicht ausprobiert.

Aber das andere Gesicht lässt sich nicht beschreiben und nicht fotografieren. So schnell ist kein Apparat. Es war nur in den Lücken da, wenn er die anderen Gesichter wechselte, ganz verwischt, so dass es niemand wahrnahm. Und selbst wenn jemand es gesehen hatte, nahm er es nicht für das richtige Gesicht, er dachte lieber, er habe falsch gesehen.

Aber ich wusste, dass es das richtige Gesicht war, ich wusste es sofort. Ich hatte es schon vorher gewusst, ich hatte mich davor gefürchtet, es zu sehen. Nicht dass es weh tat, o nein, aber es war so wehrlos, man wurde ganz wehrlos davon. Man fühlte sich selbst nicht mehr, es war kaum zu ertragen. Ich musste rasch wieder wegsehen.

Und wie allein wir waren. Ganz außerhalb und allein. Mich fror. Schade, dass ich den Pelz nicht doch gleich mitgenommen habe. Es ist kalt hier. Haben sie denn die Heizung plötzlich abgestellt?

In den Augenwinkeln sah ich, dass draußen vieles um uns herum schwamm. Köpfe und Figuren in ihren Kleidern. Wenn sie nah an uns herangespült wurden, fiel Licht auf sie, das von uns ausging. Dann sah ich sogar Augen, weit aufgerissene Augen, die an der Fensterscheibe staunten. Doch nur für Sekunden, es konnte sich nichts halten, es wurde sofort weitergeschwemmt, Es konnte nicht zu uns heran. Und es war auch ein leises Brausen da draußen, das uns nichts anging, von den Wellen, von irgendeinem Wind oder von Stimmen.

„Ich habe drei Cocktails getrunken“, sagte ich.

„Ich habe fünf von dem Zeug getrunken“, sagte er, „hier gibt es ja nichts andres. Was hat das damit zu tun?“

„Wo haben Sie Ihren Mantel?“ fragte ich. „Mantel? Welchen Mantel?“ „Sie werden doch einen Mantel haben.“ Endlich begriff er. „Draußen bei den Garderobenständern. Auch meine Aktentasche. Kommen Sie.“

„Tun Sie so, als ob wir verabredet waren“, sagte ich.

„Aber wozu denn. Es ist doch alles klar.“ „Nein, ich muss meinen Pelzmantel holen. Er hängt da über meinem Stuhl. Auch meine Handtasche liegt noch auf dem Tisch. Nein, warten Sie“, sagte ich; denn er wollte zum Tisch hinlaufen und die Sachen holen. So ungeduldig war er, wie ein Kind. „So geht das nicht. Seien Sie höflich zu den Leuten. Geben Sie ihnen die Hand und bedanken Sie sich für alles. Mehr ist nicht nötig. Ich werde schon eine Ausrede finden.“

Ich musste von nun an sehr auf ihn aufpassen, das war meine Aufgabe. Ich glaube auch, es ging alles gut. Wir reichten unsere Hände hinaus, und sie wurden von draußen geschüttelt. Wir zogen die Hände schnell wieder zurück. Ich sagte, dass wir nach Haus müssten; sie hörten es wohl auch, doch es war mir gleichgültig. Nur als Berthold mir in den Mantel half, stellte er sich ungeschickt an. Es ging ihm alles nicht schnell genug. Fast hätte er den Kragen abgerissen, so heftig riss er den Mantel hoch, als ich endlich in die Ärmel gefunden hatte. Es wäre besser gewesen, ich hätte den Mantel über den Arm genommen und später angezogen, doch man denkt nicht an alles. Und dann mussten wir auch noch bis zur Tür kommen. Ich machte absichtlich ganz kleine Schritte, dadurch zwang ich ihn, sich nach mir zu richten. Dabei galt es zu lächeln so wie man lächelt, wenn man weggeht. Aber den Türflügel riss Berthold so gewaltsam auf, dass er ihm aus der Hand flog und gegen die Wand knallte.

Draußen auf dem Treppenabsatz hatten sie zwei Garderobenständer aufgestellt. Es war auch eine Frau da, die auf die Sachen aufpasste. „Der da“, rief Berthold und klopfte mit einem Geldstück auf den Tisch. „Und meine Aktentasche, bitte. Sie steht da hinten an der Wand. Nein, die da.“ Es war ein Regenmantel mit eingeknöpfem Futter, ganz schmutzig am Kragen

und an den Ärmeln. Einen Hut hatte er nicht, nur eine Mütze in der Tasche. Sie fiel auf die Fliesen, als er die Handschuhe herausholte. Er hob sie auf, klopfte sie einmal aus und steckte sie wieder in die Tasche.

„Können wir eine Taxe bekommen?“ fragte ich den uniformierten Museumsdiener, der bei der Drehtür herumstand. Der Mann lief sofort hinaus und winkte eine Taxe herbei. Die Taxen lauerten wohl schon auf das Geschäft, denn als wir hinaus kamen, stand bereits eine da. Draußen neben dem Portal standen mehrere Chauffeure und rauchten. Sie waren von den Privatwagen und warteten auf die Gäste. Es war ein Zufall, dass ich selber mit einer Taxe hergekommen war. Mit dem großen Wagen war Max unterwegs, und der kleinere wurde auch gebraucht oder er war zur Überholung. Ich hatte mich sogar deswegen geärgert, aber jetzt war ich froh. Eine Taxe war viel besser, so wie alles gekommen war. Ich sagte dem Fahrer die Adresse, an Berthold vorbei, der hinter mir in den Wagen kroch. Der Fahrer schlug die Wagentür hinter ihm zu, setzte sich dann vorne hinter das Steuer, stellte den Zähler an und fuhr los.

Wolfgang KOEPPEN (1906 – 1996)

Wolfgang Koeppen gilt als einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit. Von großer Bedeutung ist hierbei seine Romantrilogie, die Anfang der 1950er Jahre entstand. Er schlug sich in der Zeit der Weimarer Republik als Schauspieler durch, ehe er in Berlin als Journalist arbeiten konnte. Er veröffentlichte in dieser Zeit viele Literatur-, Theater- und Filmkritiken, sowie Essays und Reportagen. Als sein Romandebüt *Eine unglückliche Liebe* 1934 erschien, lebte er in Holland. 1939 kehrte er wieder nach Deutschland zurück und hielt sich mit dem Schreiben von Filmdrehbüchern bis Kriegsende über Wasser.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war er Mitglied der Gruppe 47. Mit seiner „Trilogie des Scheiterns“ (1951: *Tauben im Gras*; 1953: *Das Treibhaus*; 1954: *Tod in Rom*) gab er eine erste kritische Bestandsaufnahme der sich formierenden Bundesrepublik Deutschland. Mit unerbittlicher Schärfe analysiert Koeppen die Rückstände jener Ideologien und Verhaltensweisen, die zu Faschismus und Krieg geführt haben und die schließlich in den fünfziger Jahren die Restauration der überkommenen Verhältnisse förderten. In der Nachkriegszeit blieb Koeppen ein Außenseiter, der mit seinem Werk an die Tradition der klassischen Moderne anknüpfte.

Der Tod in Rom setzt sich mit dem Emporkommen ehemalige Nationalsozialisten nach dem 2. Weltkrieg auseinander. Der Ton des Romans ist bitter. Der Autor verbindet hier Elemente des satirischen Gesellschaftsromans mit denen des Künstlerromans. Es bestehen Bezüge zu Heinrich Manns *Untertan*, aber auch, was den Titel, das Motto und den Schlusssatz betrifft, zu Thomas Manns Novelle *Der Tod in Venedig*. Der Autor erzählt multiperspektivisch, d. h. aus der jeweiligen Perspektive der Protagonisten (Mitglieder der Familien Judejahn, Pfaffrath und Kürenberg).

Der Tod in Rom (1954)

Judejahn hatte sich beobachtet gefühlt und sich zurückgezogen. Er zog sich zurück, den kantigen Schädel zwischen die gewölbten Schultern genommen, Flucht oder Taktik, wie die Patrouille im Niemandsland zwischen den Fronten sich zurückzieht, wenn sie sich entdeckt glaubt, Flucht oder Taktik, kein Schuß ist gefallen, keine Leuchtspur zieht durch die Nacht, noch wartet das Schicksal ab, aber man kriecht zurück, kriecht zurück durch Verhau und Gestrüpp, zurück in die eigene Stellung und ahnt für einen Augenblick, dass die Position des Gegners uneinnehmbar ist. Aber auch der Mörder, der gehetzte Verbrecher drückt sich zurück in Schatten, Dschungel und Stadt, wenn er das Nahen der Spürhunde fühlt, wenn er sich im Sehfeld des Polizistenauges weiß. Der Sünder gar flieht das Angesicht Gottes; aber wer Gott leugnet und nicht die Gnade erfährt, sich als Sünder zu fühlen, wohin flieht er? An Gott vorbei, und in welche Wüste! Judejahn wusste nicht, wer ihn beobachtete. Er sah keinen

Späher. Nur ein Priester war im Empfangsraum, die Brüder wimmelten in Rom, stand seltsam versteint und starrte gleich Judejahn durch das durchsichtige Glas der Flügeltür und auf die animierte Tafelrunde, die da saß, redete und zechte. Ein Stammtisch war es, ein deutscher Stammtisch mit deutschem Recht zufällig und vorübergehend etabliert auf südlichem Breitengrad, und gegenständlich genommen trennte nichts als das Holz und Glas der Flügeltür Judejahn von seinem Schwager Friedrich Wilhelm Pfaffrath, aber der war sitzen geblieben, ob er nun hier schwadronierte oder im Stadtrat zu Hause, er war sitzen geblieben, während Judejahn tapfer vorangeschritten war, tapfer und blind vorangeschritten nach der Losung, dass Gott tot sei. Er war weiter gegangen als die Bürger in der Halle, aber sie waren es, die ihm erlaubt hatten, so weit zu gehen. Sie hatten sein Wandern mit dem Tod gebilligt. Sie hatten das Blut beschworen, sie hatten ihn gerufen, sie hatten ihn angefeuert, dem Schwert gehört die Welt, sie hatten Reden geschwungen, kein schönerer Tod als in der Schlacht, sie hatten ihm die erste Uniform gegeben und hatten sich vor der neuen Uniform, die er sich schuf, geduckt, sie hatten all sein Tun gepriesen, sie hatten ihn den Kindern als Vorbild gezeigt, sie hatten „das Reich“ gerufen und Mord und Schlag und Leichenrauch für Deutschland hingenommen, doch selber waren sie an ihrem Stammtisch geblieben in altdeutscher Bierstube, die germanische Phrase auf der geschwätzigsten Zunge, die Phrase ihrer Nietzschedeutung im Hirn, und Phrase, an der sie sich berauschten, war ihnen selbst Führerwort und Rosenbergmythus, während sie für Judejahn Aufruf zur Tat gewesen waren, er war vorangeschritten, der kleine Gottlieb hatte die Welt ändern wollen, sieh an, er war ein Revolutionär, und er verabscheute doch Revolutionäre und ließ sie peitschen und hängen, er war dumm, ein dummer Kopf, der kleine Gottlieb, der die Strafe anbetete, der kleine Gottlieb, der Prügel fürchtete und prügeln wollte, der ohnmächtige kleine Gottlieb, der zur Macht gepilgert war, und als er die Macht erreicht hatte und ihr ins Gesicht sehen durfte, was hatte er gesehen? Den Tod. Die Macht war der Tod. Der Tod war der einzige Allmächtige. Judejahn hatte es hingenommen, er war nicht erschrocken, denn der kleine Gottlieb hatte es immer schon geahnt, dass es nur diese eine Macht gab, den Tod. und nur eine wirkliche Machtübung, nur eins, was Klarheit schuf: das Töten. Es gab kein Auferstehen. Judejahn hatte dem Tod gedient. Er hatte ihn reich beliefert. Das entfernte ihn von den Bürgern, von den Italienschwärmern und Schlachtfeldreisenden; sie besaßen nichts, sie hatten nichts außer dem Nichts, saßen fett im Nichts, stiegen auf im Nichts, bis sie endgültig in das Nichts eingingen, ein Teil von ihm wurden, wie sie es immer schon gewesen waren. Aber er, Judejahn, er hatte seinen Tod, den hielt er fest, und höchstens der Priester mochte versuchen, ihn Ihm zu stehlen. Doch Judejahn ließ sich nicht bestehen. Auch Priester konnten erschlagen werden. Wer war der Schwarzrock hier? Ein finniger Junge, übernachtigen Gesichts, ein Stück schmorender Geilheit unter der weibischen Kutte. Auch der Priester blickte auf die Hallengesellschaft, auch ihn schien zu grauen. Aber er war kein Bundesgenosse für Judejahn. Judejahn grauste es vor dem Priester und vor den Bürgern. Er sah, dass die Stellung der Bürger an diesem Tag uneinnehmbar war. Aber die Zeit arbeitete für Judejahn, und so wollte er zurück in die Wüste, Rekruten für den Tod drillen, und erst wenn Schlachtfelder

nicht zu besichtigen, sondern frisch aufzureißen waren, würde Judejahn wieder marschieren.

Er floh aus dem Hotel. Er floh den Anblick der Bürger, floh den Anblick des Priesters, er floh das Auge des unsichtbaren Spähers. Es war nicht schändlich, es war nicht feig; es war ein taktisches Sichabsetzen. Wenn Judejahn in die Halle getreten wäre, wenn Judejahn sich zu erkennen gegeben hätte, die Bürger wären aufgesprungen, sie hätten ihn umjubelt, aber es wäre eine Heldenverehrung für einen Abend gewesen, und dann hätten sie ihm das Netz ihrer Bürgerlichkeit übergeworfen. Hinter einem der erleuchteten Fenster mochte Eva warten – eine Heldenmutter, wenn sie im Mai der Schmach gestorben wäre. Sie lebte aber; und Judejahn sah sich mit ihr in deutscher Stube sitzen, er ging in den Dienst, den Pfaffrath ihm besorgen würde, er kam aus dem Dienst heim, den Pfaffrath ihm besorgt hatte, sie konnten Gänsebraten essen und Rheinwein trinken, das würde der Schwager-Pfaffrath-Dienst wohl abwerfen, und am Führergeburtstag und am neunten November würde Eva die Brosche ans Kleid stecken, wenn man die Brosche ihr nicht gestohlen hatte, Besatzungssoldaten waren Wert- und Andenkenjäger, das wusste Judejahn, die Brosche mit dem goldenen Hakenkreuz, das Führergeschenk, und sie würde ihn anstieren, wenn aus dem Radio die Nachrichten kamen, wenn Heuss sprach, wenn Adenauer redete, wenn aus der Nachbarwohnung amerikanischer Niggersong drang, und sie würde stieren und denken: Du lebst du lebst du lebst. Und er würde leben und an die Wüste denken, an die Wüste, von der aus Deutschland zu erobern war. Er ging in eine Garküche irgendwo an seinem Weg, der jetzt ziellos war, er trat ein in Öl- und Teig- und Meergerüche, er stellte sich an das Büfett, er hätte alles in sich hineinschlängen mögen, ein wahnsinniger Hunger quälte ihn. Da waren dicke weiße Bohnen, ein deutsches Gericht, ein Schulhauskinderzeitgericht, er deutete drauf hin, aber die Bohnen waren kalte Speise, kein deutsches Gericht, sie glitschten glatt in Öl, schwammen scharf in Essig, und überdies schmeckten sie fischig, denn was er für Fleisch gehalten hatte auf seinem Teller, war traniger Fisch, aber er schlang alles hinunter und hinterher noch eine Pasta, Nudeln jetzt ganz italienisch, die Tomatensauce schmierte sich ihm weich und fettig um den Mund, ein welscher Kuß, die Spaghetti hingen die Lippen abwärts, man hatte ihm kein Messer gegeben, sie zu schneiden, nun schnaufte er sie hoch wie eine Kuh das lange Gras, und erst ein neuer halber Liter Chianti reinigte Judejahn und machte ihn wieder zum Menschen. Das glaubte er.

Alfred ANDERSCH (1914 – 1980)

Alfred Andersch ist in München geboren. Anfang der 30er Jahre, zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit, wurde er Mitglied des Kommunistischen Jugendverbands. Er wurde deshalb unter die Aufsicht der Gestapo gestellt. Im Krieg wurde er Soldat, aber im Juni 1944 lief er an der italienischen Front zu den Amerikanern über. Das Thema der Desertion behandelte er in der Erzählung *Kirschen der Freiheit* (1952) und im Roman *Winterspelt* (1974).

Zusammen mit Hans Werner Richter gründete er nach dem Krieg die Zeitschrift *Der Ruf*. Politisch vertraten sie darin einen unabhängigen demokratischen Sozialismus. Die amerikanische Militärregierung tolerierte sozialistische Tendenzen nicht und verbot die Zeitschrift ein Jahr später. Das Thema des Widerstands bzw. des Mitläufertums gestaltete Andersch im Roman *Sansibar oder Der letzte Grund* (1957). Im Roman *Efraim* (1967) beschreibt er das Leben des heimatlosen deutschen Juden Georg Efraim in der Bundesrepublik der Nachkriegszeit. Efraim ist in Berlin geboren, mit den Eltern emigrierte er nach England, wo er als Journalist arbeitet. Nach der Rückkehr in das geteilte Berlin versucht er einen Roman zu schreiben, der aus dem Autobiographischen ein Bild der Wirklichkeit herausfiltert. Es handelt sich um das Porträt eines europäischen Intellektuellen, um eine Auseinandersetzung mit persönlichem Schicksal, mit der Zeitgeschichte, aber auch mit philosophischen und religiösen Standpunkten. Der Autor benutzt den inneren Monolog sowie den Wechsel der Zeitebenen und des Ortes. In seiner letzten Erzählung *Der Vater eines Mörders* (1980) untersucht er das Problem, warum auch eine humanistische Erziehung nicht verhindern konnte, dass aus „guten“ Bürgern Nazis geworden sind.

Efraim (1967)

Sogar als Journalist bin ich ein eher langsamer Arbeiter. Meine Berichte aus Asien, die mich zu einem sehr gut bezahlten Mann in der englischen Presse machten, habe ich so langsam und sorgfältig geschrieben, als handle es sich um lange erzählende Gedichte. Mein Erfolg war das Resultat einer sehr einfachen Beobachtung: ich stellte eines Tages fest, dass sogar bei uns in England die Kunst der Reportage ausgestorben ist. Die Redaktionen haben überall ihre Korrespondenten, die ihnen Berichte in Artikelform liefern, – im besten Falle bekommen sie kluge analytische Wahrnehmungen mitgeteilt –, während die großen alten Reporter nichts beschrieben als das, was sie gesehen und gehört hatten., weder mehr noch weniger. Sie waren einfache und ehrliche Leute. Was es mir, der ich kein einfacher und ehrlicher Mann bin, ermöglicht hat, ihre Arbeitsweise zu übernehmen, ist mein Glaube an den Zufall. Da ich nicht an gesetzmäßige Entwicklungen und schon gar nicht an politische Ideologien glaube, kann ich das Spiel des Zufalls kalt verfolgen, sein chaotisches Wirken konstatieren, ohne irgendwelche Schlüsse ziehen zu brauchen. Welche Weltfaktionen gewinnen oder verlieren werden, wird davon abhängen, ob der Zufall ihnen bedeutende oder unbedeutende

Führer schenken und in welcher Weise die von Vorgängen im Chaos geleitete Stimmung der Massen schwanken wird. Der Lauf der Welt wird zum Beispiel eine Folge des Verlaufs von C.s Zuckerkrankheit oder der Treffsicherheit mehrerer Schützen und der Sorglosigkeit eines Präsidenten in Dallas, Texas, sein. Mit Hilfe dieser Überzeugung, – der nahezu einzigen, die ich habe –, gelang es mir, einen französischen Obersten nach der Schlacht bei Dien Bien Phu, den Dalai Lama oder einen Scheich der arabischen Wüstenstämme, dem ich bei Kubarah begegnete, so zu zeichnen, dass die Auflage unseres *conservative paper* langsam anstieg. Natürlich bekam ich meine Chance, so zu schreiben, wie ich schreiben wollte, von Keir, und zwar nicht nur, weil er einen enormen journalistischen Riecher hat, sondern auch wegen meines speziellen Verhältnisses zu ihm. Ohne die Fäden, die mich sowohl über Meg wie über Esther mit seinem persönlichen Leben verknüpften, wäre ich nie *an den Drucker* gekommen. Beziehungen sind alles.

Ich schreibe die Stichworte zu dieser Reflexion, mit der ich, wie ich vermute, mein Buch nur schwerfällig mache, so dass ich sie wahrscheinlich wieder streichen werde (ich habe mich entschlossen, sie doch stehen zu lassen!), im Albergo Byron, in eine Notizkladde, ein dickes, schwarzes Wachstuchheft, wieder an einem Sonntag, doch diesmal am Vormittag. (Den Hinweis auf die Ermordung Präsident Kennedys habe ich in diesen Text erst sehr viel später eingefügt; einen so überzeugenden Beweis für meine Theorie habe ich mir nie träumen lassen.) Es ist ungefähr zehn Uhr, am Sonntag, den 11. November 1962. Ich bin am Donnerstag, den 1. November, aus Berlin nach Rom zurückgekehrt. Schönes,, warmes Herbstwetter, ein Himmel von dichter Bläue über dieser Stadt aus kompaktem braunem Rot. Der Chefportier des Byron hat mir, gegen ein entsprechendes Trinkgeld, mein altes Zimmer wiedergegeben. Ich habe mein großes Reißbrett, an dem ich arbeite, – ich hatte es im Hotel deponiert – wieder auf seine zwei Böcke gelegt und meine Schreibmaschine darauf gestellt, meine Papiere darauf ausgebreitet. In allen Städten, in denen ich mich für längere Zeit niederlasse, suche ich sogleich ein großes Geschäft für Zeichenbedarf auf und kaufe mir ein sehr großes Reißbrett sowie ein Paar Zeichenböcke, weil es in Hotels niemals brauchbare Arbeitstische gibt. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass man solche einfachen Gerätschaften ohne viel Verlust wieder verkaufen kann, wenn man abreist. Der Boden meines Dachzimmers im Byron besteht aus achteckigen roten Fliesen, die brüchig geworden sind und sich an einigen Stellen gesenkt haben, so dass ich Mühe hatte, für meinen Tisch den richtigen Platz zu finden. Er steht jetzt in der rechten Ecke, das Licht des nach Süden gerichteten Fensters fällt von links auf ihn. Ein passender Stuhl, der mit verschossenem rotem Samt bespannt ist, fand sich. Neben dem Fenster führt eine hohe zweiflügelige Türe auf einen sehr schmalen Balkon, der sich um das ganze oberste Stockwerk des Albergo zieht; man könnte an ihm entlang in jedes Zimmer gelangen. Ich betrete ihn sehr oft, um in die tiefe Schlucht der Via Borgognona hinabzublicken, oder, über die Dächer hinweg, auf die verschiedenen Kirchtürme, den Quirinalspalast und die Kuppel von St. Peter. Dieser Balkon müsste eigentlich ein Umgang des geselligen Verkehrs und der verstohlenen Beziehungen sein; ich habe jedoch die seltsame Erfahrung gemacht, dass niemand außer mir ihn jemals zu betreten scheint, denn niemals,

so oft ich auch auf ihn hinaustrat, habe ich einen anderen Menschen erblickt. Ich kann mich darüber nicht genug wundern. Die Leere des von einem rostigen Geländer begleiteten luftigen Laufgangs, der freilich kaum breiter ist als eine Balustrade und daher leicht Schwindel erzeugt, gibt mir manchmal das Gefühl, ganz allein in einem riesigen alten Palast zu wohnen. Das Zimmer besitzt fließendes Wasser, jedoch kein Bad, und es ist klein, alt und verwohnt; dafür ist es außergewöhnlich billig. Mit den Spesen, die mir die Zeitung bezahlt, könnte ich mich in einem viel besseren Hotel einquartieren, aber schon Ende Mai, als ich meinen römischen Posten antrat, war ich halb und halb entschlossen, aus dem Journalismus auszusteigen, und ich habe mich daher so eingerichtet, dass ich eine Weile auch ohne die Subsidien der Zeitung auskommen kann. Es wird Zeit, dass ich mich entscheide.

Zu meiner Überraschung fand ich Collaudi und die Lorenza nicht mehr im Hotel vor. Sie sind zusammen abgereist, wie mir Mario erzählte. Das erstaunt mich; ich hielt den Baron für eine ständige Einrichtung des Albergo Byron. Man übergab mir einen Brief von ihm, in dem er von dringenden Geschäften in London, von seiner Teilnahme an englisch-amerikanisch-italienischen Koproduktionen spricht, er nennt Summen, deutet Projekte an, die phantastisch klingen, aber diese Branche ist eben phantastisch, in ihr ist alles zugleich möglich und unmöglich. Collaudi erneuert in jenem Brief sein Angebot, mich in sie aufzunehmen. Er bittet mich sogar um eine Gefälligkeit: Ich soll in seinem Auftrag mit dem Regisseur Cella sprechen und ihn zu gewissen Veränderungen bei seinem nächsten Film überreden. Cella ist seit *Il coltello* der große junge Mann des italienischen Films; die Produzenten wissen, dass sie mit ihm arbeiten müssen, aber sie wollen einen letzten Versuch machen, ihm Bedingungen zu stellen. Der Baron setzt mir zu diesem Zweck Cellas zweiten Spielfilm-Entwurf genau auseinander und deutet die Punkte an, die der Industrie unannehmbar erscheinen. Es sind natürlich genau diejenigen Elemente des Films, die Cella so bringen muss, wie er sie geplant hat; wenn sie verfälscht werden, ist der Film und Cella selbst geliefert. Auch Collaudi weiß das, träge und intelligent, wie er ist; zwar liebt er gut gemachte Filme, aber leidenschaftlich interessiert ist er nur an der Kunst, ein Geschäft zustande zu bringen, und er denkt sich dabei die feinsten taktischen Züge aus: zum Beispiel den, einen bekannten englischen Journalisten zu einem ehrgeizigen jungen Regisseur zu schicken. Der Filou! Er bietet mir dafür sogar Geld an, eine gar nicht uninteressante Summe.

Es steckt wahrscheinlich doch kein Geschäftsmann in mir. Ich lasse mich leicht zu allerlei Dingen überreden, und wenn der Baron hier wäre... Die Handlung des Films kommt mir übrigens bekannt vor – wo habe ich nur das von Cella verwendete Motiv eines im Traum vorausgeahnten Mordes schon einmal gelesen? Na, ist ja wurscht. Wichtig ist jetzt nur, dass ich mich hinsichtlich des Berufs, den ich ausübe, endlich zu einer Entscheidung aufraffe. Ich habe mir den heutigen Sonntagmorgen ausgesucht, um an Keir zu schreiben. Während der zehn Tage, seit denen ich in Rom bin, habe ich das erste Kapitel meines Buches zu Ende geschrieben, – bis zu einem vorläufigen Ende jedenfalls, ich bin mir darüber im Klaren, dass es sich nur um eine Rohfassung handeln kann. Wenn ich mich an die richtige Reihenfolge

der Ereignisse halten würde, so müsste ich jetzt mit der Schilderung des Abends bei Lampe beginnen, an dem ich Anna kennen lernte. Ihretwegen habe ich Berlin nicht mit dem Interzonen-Zug verlassen, wie ich es ursprünglich vorhatte, sondern mit dem Flugzeug. Sie hatte schließlich meinem Drängen, mit mir nach Rom zu reisen, nachgegeben, und der Zug mit seinen Kontrollen durch die ostdeutsche Polizei wäre für sie nicht ganz sicher gewesen. In der Maschine nach Frankfurt habe ich Anna auseinandergesetzt, dass ich sie in Rom manchmal allein lassen müsse, weil ich viel zu arbeiten hätte. Ich hatte aber den Eindruck, dass sie mir nicht besonders aufmerksam zuhörte, und das hätte mich warnen sollen; ich erklärte mir ihre Zerstreuung damit, dass es ihr erster Flug war, wir hatten gutes Flugwetter und sie schien ganz damit beschäftigt, auf die Erde hinunter zu blicken. Nun, ich habe mein Arbeitspensum in Rom erfüllt. Weil ich begriff, dass mein *Job* zu Ende geht, habe ich sogar für die Zeitung noch einmal ziemlich fleißig zu arbeiten begonnen, Keir muss sich gewundert haben, sicher hat er neue Hoffnung geschöpft und es wird höchste Zeit, dass ich seine Illusion zerstöre. Es ist wie ein Abschiednehmen, das ich noch eine Weile hinauszögere, wenn ich von einem der Telefone im Club der ausländischen Presse an der Piazza San Silvestro aus meine Zeitung anrufe, meistens gegen Abend, zwischen sechs und sieben Uhr, wenn die Dämmerung über Rom hereingebrochen, wenn es in London schon dunkel ist.

Wolfgang HILDESHEIMER (1916 – 1991)

Wolfgang Hildesheimer begann als satirischer Autor mit *Lieblosen Legenden* (1952), dem Roman *Paradies der falschen Vögel* (1953) und einer Reihe von Hörspielen. Seit der Mitte der 50er Jahre schreibt er unter dem Einfluss Ionescos, Camus' und Becketts über seine Erfahrung der Ohnmacht und Entfremdung des Einzelnen in einer als absurd erscheinenden Wirklichkeit.

Hildesheimer schrieb auch den bekannten Roman *Mozart* (1973), in dem er versucht, die Mozart-Legende zu korrigieren.

Tynset ist ein Monolog eines chronisch schlaflosen Mannes, der Deutschland verlassen und in den Bergen eine Zuflucht gefunden hat. Den Ort Tynset entdeckt er in einem Kursbuch der norwegischen Staatsbahnen, doch der Ausbruch aus der Isolation findet schließlich nicht statt. Der Erzähler träumt mit offenen Augen, stellt sich ein neues Leben vor, das wohl nie zustande kommt, und er erinnert sich an sein bisheriges Leben. Das Buch besteht aus dem inneren Monolog dieser einen Nacht. Ein Geruch, ein Geräusch oder der Blick auf einen Gegenstand löst eine Kette von Assoziationen aus. Assoziationen nehmen Gestalt an, Gegenwart vermischt sich mit Vergangenheit.

Die Erzählstruktur erinnert an ein Musikstück, mit Tynset als Leitmotiv. Wortreiche Bekenntnisse, genaue Selbstbeobachtung, quälende Erinnerungen und Halluzinationen bilden eine kunstvolle Komposition. Im Roman kontrastieren zwei Rhythmen – ein poetischer Rhythmus des inneren Monologs und ein synkopischer Rhythmus, der um Menschen und Gegenstände kreist.

Tynset (1965)

Ich liege im Bett, in meinem Winterbett.

Es ist Schlafenszeit. Aber wann wäre es das nicht? Es ist still, beinah still. Nachts weht hier meist ein Wind, und es krähen ein oder zwei Hähne. Aber jetzt weht kein Wind, und es kräht kein Hahn, noch nicht. Dafür knackt es hin und wieder im Holz der Täfelung meiner Wände, irgendwo spaltet sich eine Füllung, wirft sich und löst sich schrumpfend aus dem Rahmen, uralter Leim bröckelt in Perlen ab oder rieselt als Mehl, oder ein Riss huscht entlang einem Balken der Zimmerdecke, von einer Ecke bis tief in die andere, und darüber hinaus, durch die hölzerne Wand, weiter dem Balken entlang, in das nächste Zimmer, das leere Zimmer, wo er versickert und verklingt.

Man sagt: „Holz arbeitet“, was zu bedeuten hat, dass es an Substanz verliert, dass die hölzernen Körper kleiner werden, immer kleiner. Man merkt es erst nach vielen Jahren, und

nach diesen vielen Jahren fragt man sich, frage ich mich, wohin das fehlende Gewicht entschwebt, wo diese Substanz eigentlich hingekommen ist. Ich weiß, die ätherischen Öle verdunsten, ich weiß – aber wo bleibt ihr ätherischer Dunst? Wohin entschwindet geschwundene Materie? Nun – das sind die geringsten Fragen, die ich mich frage.

Jedenfalls, anstelle der Substanz klafft Hohlraum in Form von Ritzen oder Fugen oder Spalten oder Löchern, eine Tür hebt sich, unheimlich langsam, über ihrer Schwelle, ein Fenster verzieht sich, wird windschief, wird undicht, und manchmal, plötzlich, zieht ein jäher Sog von Luft durch die Zimmer, Wind, ein Stoß geballter Zeit, er trägt einen Geruch oder auch nur die Idee eines Geruches, als wolle er, unerwartet, eine Erinnerung wecken, aber er will nichts dergleichen, ganz im Gegenteil, er bläst die Idee hinweg, bevor sie untergebracht ist, er löscht sie wieder aus, und das ist gut so.

Meist aber weht unter all den flüchtigen Gerüchen ein Hauch von Weihrauch. Er breitet sich, von Celestinas Zimmer ausgehend, scheinbar gleichmäßig im Hause aus. Sie hat immer ein Fäßchen davon in ihrem Zimmer, und in der Nacht zündet sie ihn an. Wo sie ihn bezieht, weiß ich nicht, ich denke, in einer Devotionalienhandlung in der Stadt, falls man ihn dort an weltliche Personen verkauft. Nein, nein, dort bezieht sie ihn nicht, es bedarf dazu der Empfehlung und eines Gesuches mit der Unterschrift zweier geistlicher Personen, und die bekäme sie niemals, nicht sie. Sie bezieht ihn also vermutlich beim Gewürzkrämer. Der Geruch ist mir nicht unangenehm, er erinnert mich an Vorfreuden auf reiche Hochzeitsdiners — noch ist man in der Kirche, aber bald wird man beim Essen sitzen –, er erinnert mich an Gänge durch ferne östliche Basare, auch an barbarische Gerichte in der Wüste, seltsam, dass Zeltbewohner so gut zu würzen verstehen. Er hat aber auch etwas vom Rosmarin oder, mehr noch, vom Origano, ja, das ist es, vom Origano, der sanfteren, aber wild wachsenden Variante des Majoran, den ich zu züchten versucht habe – vergebens: er bleibt wild. Weihrauch regt meinen Appetit an, und ich habe mir schon manches Mal eine Prise davon aus Celestinas Kammer geholt und ins Holzfeuer gestreut, wenn ich ging, um Kastanien zu rösten, als ich noch Kastanien röstete.

Am Tag wird er meist von anderen Gerüchen übertönt, es zieht allerlei durch meine Räume, kurze sommerliche Stöße von einem Kräuterwind, einem Gewürzwind, zwischen langen Brisen ländlicher Aromata, von Stall, von Wald, Vieh, Haushalt, Landwirtschaft, aber in der Nacht, wenn diese Quellen verdeckt sind, bleibt immer jener Geruch, jenes Aroma einer linden Heiligkeit, und oft gehe ich betäubt durch meine Räume, wandle wie ein sündiger Eindringling auf einer Wiese von Segen, der ihm nicht zukommt.

Ich greife blind auf den Nachttisch nach einem Buch. Ich bekomme ein Telefonbuch zu fassen, ich lege es aus der Hand.

Ich greife nochmals und bekomme ein Kursbuch zu fassen, ich nehme es auf. Es ist das Kursbuch der norwegischen Staatsbahnen, und zwar die Ausgabe von 1963. Es ist also nicht mehr ganz neu. Auf dem Gebiet der Eisenbahnen dürfte sich innerhalb der letzten

Jahre nicht viel geändert haben, es werden keine neuen Linien mehr gelegt, zumindest nicht in Europa. Vielleicht hat man hier und dort eine schnellere Querverbindung hergestellt, einen günstigen Anschluss, vielleicht hat man ein paar Minuten eingespart, oder auch eine Stunde, die dem System an anderer Stelle zugute kommen mag, mehr nicht, mehr ist es wahrscheinlich nicht. Es ist mir auch weniger um die Zeiten zu tun als um die Orte und ihre Entfernungen untereinander und von mir, der ich jetzt im Bett liege, weit von Norwegen, und im Kursbuch lese. Die Entfernungen bleiben immer dieselben, darauf wenigstens kann man sich verlassen.

Das norwegische Kursbuch ist ein gutes Kursbuch. Es enthält kein Wort, keine Zahl und kein Zeichen zuviel. Gewiss, diese wohltuende Beschränkung auf das Wesentliche seines Gegenstandes hat es mit anderen Kursbüchern gemein, jedes wahre Kursbuch bietet ausschließlich gültigen Tatsachen Raum, die nur einer geringen Wandlung unterliegen, bedingt durch Jahreszeiten, deren es aber nur zwei gibt: Sommer und Winter. Kein Herbst und kein Frühling. Seine Symbole sind einleuchtend wie Bilder für Kinder, verstecken sich nicht, sind, im Gegenteil, Vorbedingung zum Verständnis des Buches, offenbaren sich in klaren Zeichen und strenger Ordnung: jede Ankunftszeit und jede Abfahrtszeit steht für einen tatsächlichen, nachprüfbaren Vorgang: eine Ankunft, eine Abfahrt. Und mit jeder Zeile vergeht die Zeit, wechseln Zeit und Schauplatz des Geschehens. Und umgekehrt: jede Reise ist eine Bestätigung der relativen Verlässlichkeit dieses Buches, dem kein anderes Motiv zugrunde liegt als eben diese Verlässlichkeit, ohne die es, wie es sehr wohl weiß, sinnlos wäre – aber im norwegischen Kursbuch steht mehr, wenn man es recht zu lesen versteht. Zwischen den Zeilen breiten sich die großen Entfernungen aus, weitet sich ein spröder, windiger Spielraum, den die Daten einer Ankunft oder einer Abfahrt nur ungefähr umreißen, ohne ihn zu nennen oder ihn zu erfahren; sie stecken nur die Grenzen ab zwischen diesem Ort, der im Nirgendwo liegt, und dem anderen Ort, der ebenfalls im Nirgendwo liegt, aber in einem anderen Nirgendwo, in dem man die Sage des ersten Ortes in einer Abwandlung erzählt, günstig dem zweiten Ort, dem ersten abträglich, und im dritten Ort, der wieder in einem anderen Nirgendwo liegt, ist eine andere Sage angesiedelt, die anderer Orte Sagen Lügen straft, der vierte Ort ist Schnellzugstation, ihm ist die Sage schon lange abhanden gekommen.

Die Täler sind Hunderte Kilometer lang, und in diesen langen Tälern höre ich von weitem den Zug über die sumpfgrüne, unbevölkerte Hochebene ziehen, ich stehe und habe sein fernes Rauschen im Ohr, da fährt er, kriecht er, leicht bergan und über eine morastige, von Saft schmatzende Wasserscheide, und dann wieder leicht bergab, hinein in andere Täler, zwischen zwei grauen Berghängen, hinab – höre ich das Echo der Räder auf den Schienen, oder – besser noch: stehe ich selbst im Zug, im Licht eines nördlichen Nachmittags, zwischen den waagerechten Strahlen einer Sonne, die, still stehend, den Ort ihres Untergangs sucht und lange nicht findet; die durch die Fenster und unter den Waggons hindurchleuchtet und Abdrücke ihrer Schattengegenstände flüchtig auf die Wiesen stempelt, schwimmend oder vieleckig, zackig und kantig, bis an den Bergrand und darüber hinaus, und ich sehe mich,

mein Bild, meine dunkle Fläche und meine Umrisse, wie sie, weit dort hinten, an den Hängen entlang getragen oder gezogen oder geschoben werden, durch Gestrüpp, verzerrt, entlang an Birken und Tannen und über die Felsen und, plötzlich aufrecht und nah und senkrecht, über einen hölzernen Schuppen, und ich sehe mich weit von mir entfernt, sehe mich fern und klein und sehe mich wieder nah und riesig groß und wieder winzig klein, ich bin hier, und ich bin nicht hier, ich bin dort hinten und wieder hier und wieder weit von mir weg.

Heinrich BÖLL (1917 – 1985)

Er wird als einer der bedeutendsten deutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit betrachtet. Den Krieg erlebte er als Soldat der Wehrmacht, nach dem Krieg nahm er seine literarischen Versuche aus der Vorkriegszeit auf. Der Band *Wanderer, kommst du nach Spa...* (1950) begründete seinen Ruhm als Autor von Kurzgeschichten. Der kritische Katholik Heinrich Böll wendete sich gegen die Restauration in den fünfziger Jahren. Industrielle und Politiker aus der Nazizeit gelangten wieder in wichtige Positionen. Böll, der fast sein ganzes Leben in seiner Geburtsstadt Köln verbracht hat, zog sich zeitweise nach Irland zurück, um der „Hetze zu Hause“ zu entkommen. Es entstanden solche Werke, wie z. B. *Wo warst du, Adam* (1951), *Und sagte kein einziges Wort* (1953), *Haus ohne Hüter* (1954), *Doktor Murkes gesammeltes Schweigen und andere Satiren* (1958). In Irland entstand sein schönes *Irishes Tagebuch* (1957). Er wurde mit den Romanen *Billard um halb zehn* (1959), *Ansichten eines Clowns* (1963) und *Gruppenbild mit Dame* (1971) zu einem der bedeutendsten Autoren der Bundesrepublik. Er ist zu einer moralischen Instanz geworden. Die Verleihung des Nobelpreises für Literatur 1972 verstärkte diese Position.

Böll schildert im Roman *Ansichten eines Clowns* die Verhältnisse in der Bundesrepublik. Der 27jährige, in Bonn lebende Pantomime Hans Schnier summiert seine Enttäuschungen zu einer Abrechnung mit Familie, Gesellschaft, Kirche und Staat. Er hat sechs Jahre lang mit Marie zusammengelebt. Marie verlässt ihn jedoch, als er sich weigert, schriftlich festzulegen, Kinder aus ihrer Beziehung katholisch zu erziehen. Hans wird Bettelmusikant vor dem Bonner Hauptbahnhof.

Ansichten eines Clowns (1963)

Die Vorstellung, dass Züpfner Marie beim Ankleiden zuschauen könnte oder zusehen darf, wie sie den Deckel auf die Zahnpastatube schraubt, machte mich ganz elend. Mein Bein schmerzte, und es kamen mir Zweifel, ob ich auf der dreißig-bis-fünfzig-Mark-Ebene noch eine Chance zum Tingeln gehabt hätte. Mich quälte auch die Vorstellung, dass Züpfner überhaupt nichts dran lag, Marie beim Zuschrauben der Zahnpastatuben zuzuschauen: meiner bescheidenen Erfahrung nach haben Katholiken nicht den geringsten Sinn für Details. Ich hatte Züpfners Telefonnummer auf meinem Blatt stehen, war noch nicht gewappnet, diese Nummer zu wählen. Man weiß nie, was ein Mensch unter weltanschaulichem Zwang alles tut, und vielleicht hatte sie Züpfner wirklich geheiratet, und Maries Stimme am Telefon sagen zu hören: Hier Züpfner – ich hätte es nicht ertragen. Um mit Leo telefonieren zu können, hatte ich unter Priesterseminaren im Telefonbuch gesucht, nichts gefunden, und ich wusste doch, dass es diese beiden Dinger gab: Leoninum und Albertinum. Schließlich fand ich die Kraft, den Hörer aufzunehmen und die Nummer der Auskunft zu wählen, ich bekam sogar Anschluss, und das Mädchen, das sich meldete, sprach sogar mit rheinischem Tonfall.

Manchmal sehne ich mich danach, rheinisch zu hören, so sehr, dass ich von irgendeinem Hotel aus eine Bonner Telefondienststelle anrufe, um diese vollkommen unmartialische Sprache zu hören, der das R fehlt, genau der Laut, auf dem die militärische Disziplin hauptsächlich beruht. Ich hörte das „Bitte warten“ nur fünfmal, dann meldete sich schon ein Mädchen, und ich fragte sie nach diesen „Dingern, in denen katholische Priester ausgebildet werden“; ich sagte, ich hätte unter Priesterseminaren nachgesehen, nichts gefunden, sie lachte und sagte, diese „Dinger“ – sie sprach dabei sehr hübsch die Anführungszeichen – hießen Konvikte, und sie gab mir die Nummern von beiden. Die Mädchenstimme am Telefon hatte mich ein bisschen getröstet. Sie hatte so natürlich geklungen, nicht prüde, nicht kokett, und sehr rheinisch. Es gelang mir sogar, die Telegrammaufnahme zu bekommen und das Telegramm an Karl Emonds aufzugeben.

Es ist mir immer unverständlich gewesen, warum jedermann, der für intelligent gehalten werden möchte, sich bemüht, diesen Pflichthass auf Bonn auszudrücken. Bonn hat immer gewisse Reize gehabt, schläfrige Reize, so wie es Frauen gibt, von denen ich mir vorstellen kann, dass ihre Schläfrigkeit Reize hat. Bonn verträgt natürlich keine Übertreibung, und man hat diese Stadt übertrieben. Eine Stadt, die keine Übertreibung verträgt, kann man nicht darstellen: immerhin eine seltene Eigenschaft. Es weiß ja auch jedes Kind, dass das Bonner Klima ein Rentnerklima ist, es bestehen da Beziehungen zwischen Luft- und Blutdruck. Was Bonn überhaupt nicht steht, ist diese defensive Gereiztheit: ich hatte zu Hause reichlich Gelegenheit, mit Ministerialbeamten, Abgeordneten, Generalen zu sprechen – meine Mutter ist eine Partytante –, und sie alle befinden sich im Zustand gereizter, manchmal fast weinerlicher Verteidigung. Sie lächeln alle so verquält ironisch über Bonn. Ich verstehe dieses Getue nicht. Wenn eine Frau, deren Reiz ihre Schläfrigkeit ist, anfinge, plötzlich wie eine Wilde Can-Can zu tanzen, so könnte man nur annehmen, dass sie gedopt wäre – aber eine ganze Stadt zu dopen, das gelingt ihnen nicht. Eine gute alte Tante kann einem beibringen, wie man Pullover strickt, Deckchen häkelt und Sherry serviert – ich würde doch nicht von ihr erwarten, dass sie mir einen zweistündigen geistreichen und verständnisvollen Vortrag über Homosexualität hält oder plötzlich in den Nutten-Jargon verfällt, den alle in Bonn so schmerzlich vermissen. Falsche Erwartungen, falsche Scham, falsche Spekulation auf Widernatürliches. Es würde mich nicht wundern, wenn sogar die Vertreter des Heiligen Stuhls anfangen, sich über Nuttenmangel zu beklagen. Ich lernte bei einer der Parties zu Hause einmal einen Parteimenschen kennen, der in einem Ausschuss zur Bekämpfung der Prostitution saß und sich bei mir flüsternd über den Nuttenmangel in Bonn beklagte. Bonn war vorher wirklich nicht so übel mit seinen vielen engen Gassen, Buchhandlungen, Burschenschaften, kleinen Bäckereien mit einem Hinterzimmer, wo man Kaffee trinken konnte. Bevor ich Leo anzurufen versuchte, humpelte ich auf den Balkon, um einen Blick auf meine Heimatstadt zu werfen. Die Stadt ist wirklich hübsch: das Münster, die Dächer des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses, das Beethovendenkmal, der kleine Markt und der Hofgarten. Bonns Schicksal ist es, dass man ihm sein Schicksal nicht glaubt. Ich atmete in vollen Zügen

oben auf meinem Balkon die Bonner Luft, die mir überraschenderweise wohl tat: als Luftveränderung kann Bonn für Stunden Wunder wirken.

Siegfried LENZ (1926 – 2014)

Siegfried Lenz, 1926 in Lyck (Ostpreußen) geboren, wurde nach dem Abitur zur Kriegsmarine eingezogen, desertierte in den letzten Kriegsmonaten. Nach der Kriegsgefangenschaft studierte er in Hamburg Literaturgeschichte, Anglistik und Philosophie. Danach wurde er Redakteur bei der Tageszeitung *Die Welt*. Seit dem Erscheinen seines ersten Romans *Es waren Habichte in der Luft* (1951) zählte er zu den profiliertesten deutschen Autoren. Seitdem lebte Lenz als freier Schriftsteller in Hamburg. 1968 gelang ihm der Durchbruch mit dem Roman *Deutschstunde*.

Er unterstützte die Ostpolitik Willy Brandts und setzte sich für die Versöhnung mit den östlichen Nachbarn ein. Im Roman *Das Vorbild* (1973) zeigte Lenz viele Probleme der damaligen Politik und Gesellschaft auf. Drei Pädagogen – ein pensionierter Rektor, eine intellektuelle Lektorin und ein fortschrittlicher Studienrat – treffen sich in Hamburg, um ein neues repräsentatives Lesebuch zusammenzustellen. Über die beiden ersten Teile können sie sich mühelos einigen. Das dritte Kapitel, Lebensbilder-Vorbilder, bringt jedoch unerwartete und kaum zu bewältigende Schwierigkeiten mit sich. Auf unsicherem Boden treten die drei Kollegen vor und zurück, richtend, wertend und urteilend. Zu dem Dilemma ihrer anfechtbaren Vorbilder kommen ihre eigenen Probleme und am Ende geben alle auf.

Das Vorbild (1973)

Langsam, langsam; sie können doch nicht auf einmal da sein. Sie können doch nicht wie zufällig auf einem dunstigen, novemberlichen Bahnsteig ankommen oder sich unvorbereitet in dem trüben, von einem Leitergerüst gefangengesetzten Hotel vorfinden, als wären sie mit der Paketpost eingetroffen. Man kann ihnen doch nicht die Mühsal der Annäherung erlassen, sie einfach nur hineinstoßen in den mit Waffen überladenen Tagungsraum und sie dann vorzeigen bei zäh richtender Beschäftigung – in dieser Stadt, die selbst über jeden richtet, der sich in ihr aufhält. Und sie können doch auch nicht, einmal ins Schwerefeld von Hamburg geraten, in schroffer Umzäunung vorgeführt werden, so als gäbe es hier nur sie und ihre bemessene Aufgabe, denn wer hier ankommt mit Aufträgen, Plänen, Bereitschaften, wird unwillkürlich gemessen, wird ausgespielt und verglichen – also auch er, auch Valentin Pundt, dieser mächtige, steife Mann mit dem scheidellosen Haar, den eine Rolltreppe hochbaggert in die Halle des Hauptbahnhofs.

Es wird gleich zugegeben: dieser Mann, der im dünnen Licht der Halle zögert, der sich gleich zum falschen Ausgang wenden wird – in einer Hand einen Lederkoffer, in der anderen eine fleckige, schwere Aktentasche: Valentin Pundt, der in seiner Jugend Beckmann begegnet ist und prompt von ihm gemalt wurde – *Norddeutscher Lehrer* –, er ist einer der drei Sachver-

ständigen, die im Auftrag eines Arbeitskreises der Kultusministerkonferenz an einem repräsentativen Lesebuch für Deutschland arbeiten; diesmal in Hamburg, in einem nassen November, der alles verschmiert.

Unschlüssig, von keinem bemerkt, die Gruppe müder stumpfgesichtiger Männer im Blick behaltend, die ihre Pappkartons spazierenführen wie quengelnde, widerstrebende Kinder, wendet er sich dem falschen Ausgang zu und erfährt schon auf dem kurzen Weg, welche Angebote diese Stadt bereithält, wie sie die Ereignisse mischt. Während sie also in förderlicher Zurückgezogenheit den dritten Abschnitt eines ganz neuen Lesebuchs für Deutschland beraten werden, feiert unter anderem der hiesige Hafen sein mehr als siebenhundertjähriges Jubiläum, und die Marine wirbt mit einem Tag der Offenen Tür. Da werden folglich Wimpel, da werden Flaggen knatternd von Leinen und Masten abstehen, man darf den Feuerleitstand betreten und eine Salve gegen die Altonaer Kühlhallen loslassen, ein Koch wird den Koch spielen und an jedermann bedrohliche Portionen Labskaus verteilen.

Nein, hier sind Sie falsch, dies ist der Ausgang Glockengießerwall, die Kirchenallee ist auf der anderen Seite, sagt ein Bahnpolizist; und deshalb geht Valentin Pundt zum zweiten Mal durch die trübe, zugige Halle und wundert sich über die Achtlosigkeit, mit der zwei Frauen den Boden der Halle fegen und den extra breiten Besen gegen die Schuhe von Stehenden stoßen. Scharf setzen sie die Besen auf, die Borsten zischen über die schmutzigen Fliesen, bringen den Staub in Aufruhr, der sich wolkig erhebt, bis unter das erblindete Glasdach hinaufsteigt, wo struppige Tauben eine dauernde Gefangenschaft verbringen. Valentin Pundt weiß, dass er am Ausgang Kirchenallee erwartet wird, neben einem Briefkasten, einem „unübersehbaren“ Briefkasten, wie ihn Frau Dr. Süßfeldt beschrieben hat; das könnte für andere ein Grund sein, den Schritt zu wechseln, forscher, gespannter, ungeduldiger dem Treffpunkt zuzustreben, vielleicht sogar mit sich selbst eine Wette abzuschließen, dass oder dass nicht, doch dieser Mann, rauhhäutig, abweisend und offensichtlich bemüht, die Schwere seines Gepäcks nicht anzuerkennen, wadet nur steif und ebenmäßig durch die Trübnis der Halle, in seinem langfallenden Lodenmantel, der eine beachtliche Feuchtigkeit aufzubewahren scheint, die Feuchtigkeit einer herbstlichen Fichtenschonung womöglich, und man kann schon die kurzgewachsenen Türken, die Griechen und Jugoslawen verstehen, die beim Anblick von Valentin Pundt ihre wärmenden Gespräche unterbrechen, sich anstoßen, bedeutungsvoll zunicken und ihm grinsend nachsehen, wie er dem Ausgang zustrebt, wobei es ihm gelingt, die Formation einer entgegenkommenden Schulklasse aufzuschlitzen. Wer ihm jetzt noch nachsieht, erkennt, dass er nur knapp hinaustritt, das verschlossene Gesicht nach links wendet, dort augenscheinlich – denn er blickt nicht nach rechts – den „unübersehbaren“ Briefkasten entdeckt, allerdings auch nicht mehr als den Briefkasten, was ihn jedoch weder ratlos noch unsicher macht, sondern nur dazu veranlasst, unter wild wachsenden Augenbrauen die nähere Umgebung durchzumustern, unerbittlich, bei langsamer Drehung in den Hüften. Nichts; er wird nicht erwartet, obwohl er am richtigen Ausgang steht. Der

Zug hatte keine Verspätung. Am Datum ist nicht zu zweifeln. Der übergroße Briefkasten hat hier keine Konkurrenz; dennoch wird er nicht erwartet.

Valentin Pundt entschließt sich, zu telefonieren, geht schräg durch die Halle, erwägt, auf einen der Besen zu treten, die zischend gegen ihn vorstoßen, verweist jedoch nur die beiden formlosen Frauen durch einen Blick und schließt sich, ohne das Gepäck abzusetzen, der Reihe der Wartenden vor den Telefonzellen an. Was macht sein Gepäck so schwer? Das schrumpelige Backobst, von dem er hin und wieder bei der Arbeit angeboten hat und auch diesmal wieder anbieten wird, kann es nicht sein; eben sowenig die geschnürten Katzenfelle, mit denen er sein Rheuma zähmt; es wird an den Flaschen mit Selbstgebranntem Korn liegen, ohne die er nie verweist, ein hausgemachter Klarer, den er, lauschend, im Bett sitzend, vor dem Frühstück kippt und aus dem er nach eigenen Worten „so eine Botschaft empfängt“ – wenn Sie wissen, was ich meine. Und natürlich wird die Schwere seines Gepäcks nicht zuletzt auch durch all die Ordner und Notizen begründet, durch Zeitschriften und Bücher, die er unbarmherzig, wenn auch nicht wahllos, hineingezwängt hat in Fächer und Nebenfächer, sowie durch das zweiteilige Manuskript *Die Erfindung des Alphabets*, an dem er seit vierzehn Jahren arbeitet, und das er sich in den Sitzungspausen vornehmen möchte, ohne Erfolg, selbstverständlich.

Doch jetzt können wir die Schlange der Wartenden verkürzen, Valentin Pundt eine Zelle zuweisen, allerdings kann er sie noch nicht betreten, da die Vorstellung hinter der Glastür kein Ende nehmen will, die volkstümliche Pantomime, die ein Bursche mit öglänzendem Kraushaar und sehr breiten Koteletten anbietet: Pundt, immer dazu aufgelegt, einer Sache sofort einen Namen zu geben, nennt das alles „Missglückte Versöhnung“, was da mit ziellosem Lächeln, mit flehender Hand und schräger Kopfhaltung beginnt, sich zusehends versteift und ungläubig verhärtet, ohne jedoch in banger Werbung nachzulassen, denn immer noch werden zaghafte Appelle an Einsicht oder Verständnis geäußert, was aber augenscheinlich auf der anderen Seite wirkungslos bleibt, so dass nun auf spitzmündiges Warnen ein Ausbruch von Fassungslosigkeit und Vorwurf folgt, unterstützt von einer Schuhspitze, die gegen die Zellenwand stößt, und von einer Hand, die fordernd mit einer Münze gegen die Flanke des Apparats tickt, auch das ohne Wirkung, wie sich herausstellt, worauf der telefonierende Pantomime zu atmen aufhört, den Kopf einzieht wie zu einem Rammstoß und mit einem Gesicht, das nichts zeigt als schlimme Undurchdringlichkeit, den Hörer auf die Gabel knallt und aus der Zelle stürzt und gleich zu laufen beginnt in Richtung auf ein beschlossenes Ziel. Nun aber ist Valentin Pundt dran. Er wuchtet sein Gepäck in die Zelle, setzt den Koffer gegen die Wand, stellt die Tasche auf den Koffer und klemmt sie mit einem Knie fest, und in dieser Haltung sucht er nach dem Brief, da steht die Nummer drauf, wie warm der Hörer ist, wie feucht und beschlagen. – Hier spricht Pundt, Rektor Pundt aus Lüneburg, ich bin verabredet mit Frau Doktor Süßfeldt. – Haben wir nicht, sagt eine gehemmte Männerstimme und legt auf. Valentin Pundt wählt noch einmal, er hört dieselbe Männerstimme,

er sagt: Bitte, Doktor Rita Süßfeldt. – Sie waren doch schon einmal da, sagt die Männerstimme, und Pundt darauf: Hier Pundt aus Lüneburg. Doktor Süßfeldt wollte mich von der Bahn abholen, es kann sein, dass wir uns verfehlt haben. – Sie ist zur Bahn gefahren, sagt die Männerstimme, vor einer Stunde schon, und wenn nix passiert, wenn sie keinen Rentner überfährt und keinen Polizisten, wird sie auch kommen und Sie abholen. Valentin Pundt will antworten, doch im Hintergrund hört er eine übel nehmende Frauenstimme: Lass das, Heino, du sollst nicht ans Telefon; mit wem sprichst du eigentlich? – Lüneburg, sagt Heino, jemand aus Lüneburg möchte Rita sprechen. – Ja? – Hier Süßfeldt, sagt die Frauenstimme, und Valentin Pundt wiederum: Pundt hier, Rektor Pundt aus Lüneburg. Frau Doktor Süßfeldt wollte mich von der Bahn abholen, offenbar haben wir uns verfehlt, wenn Sie ihr bitte ausrichten würden, dass ich direkt zur Tagungsstätte fahren werde, zum Hotel, ja. – Tun Sie das nicht, sagt die Frauenstimme, meine Schwester ist unterwegs zu Ihnen, sie ist bereits vor einer Stunde abgefahren, den Weg zum Bahnhof hat sie schon oft gemacht. – Danke, sagt Valentin Pundt und hängt ein, bugsiert sein Gepäck aus der Zelle, verlässt diesmal die Halle durch einen Nebenausgang und strebt auf den „unübersehbaren“ Briefkasten zu. Er stellt sich neben den Briefkasten und wartet, und im Prisma der Erwartung dehnt und vervielfacht sich alles, wächst sich aus zu bedrückender Größe: die ernstesten Fassaden dieser hamburgischen Hotels rücken zusammen und bedrängen das Schauspielhaus; die Kaufhäuser versuchen, jedermann den Weg zu verstellen; die Prozession der Autos, die nur aus Lieferwagen von Chemischen Reinigungen und Büromöbelgeschäften zu bestehen scheint, erlaubt keinem das Überqueren der Straße. Ein Zeitungsverkäufer wirbt mit einem beispiellosen Bankrott. Das traditionelle Geschenk Norwegens, ein mit Stricken gefesselter Tannenbaum, wird auf einem Spezialwagen vorbeigefahren. Dort verdicken sich die Schnüre der Passanten vor einer Ampel. Missmutig, mit klammen Fingern, laden sie hier Kabelrollen ab. Und über allem streitet sich das Licht mit diesem diesigen November.

Valentin Pundt wartet neben dem Briefkasten am Hauptbahnhof. Diesmal werden sie also, während Kollegen im Süden im gleichen Auftrag an einem Gegenmodell arbeiten, den dritten Abschnitt des neuen Lesebuchs für Deutschland fertig stellen: *Lebensbilder – Vorbilder*. Die beiden ersten Kapitel sind zusammengestellt, überprüft, beschlossen; zügig, fast ohne Widerstand, hat man sich auf *Arbeit und Feste* geeinigt; zäher, lustloser dagegen ist *Heimat und Fremde* entstanden, es hat da gereizte Nachfrage und spöttische Antwort gegeben, und wenn auch das, was erarbeitet wurde, als abgeschlossen gilt: bezweifelt wird es immer noch – nicht von ihm allerdings, nicht von Valentin Pundt. Er denkt an die mühselige, halbherzige Einigung am Schluss der letzten Sitzung. Wie anstrengend es ist, andere zu überzeugen, wie trostlos, selbst überzeugt zu werden. Damals war er gut vorbereitet. Wo sie nur bleibt?

Ein hochbeiniges, froschgrünes Auto kommt in leichtfertigem Slalom zwischen wartenden Taxis heran und hält vor ihm. Hinter verschmierten Scheiben winkt eine Hand, schnell, schnell, hier ist Halteverbot, die Hand pocht gegen die Scheibe, drängt Valentin Pundt zur

Eile, der ist bereit, der hat sein Gepäck nicht einen Augenblick abgesetzt, umrundet schon das Auto und sieht, wie die Tür geöffnet wird, die Sitzlehne nickend und dienstbereit nach vorn kippt, das ist die Aufforderung, Koffer und Tasche – Vorsicht, da sind Flaschen drin – auf den Rücksitz zu bugsieren, da springt die Lehne auch schon zurück, er zwängt sich hinein und wirft, die Tür zu, ohne zu merken, dass der langfallende Mantel eingeklemmt wird: Guten Morgen.

Günter GRASS (1927 – 2015)

Günter Grass stammt aus Danzig (heute: Gdańsk in Polen). Im Zweiten Weltkrieg ging er zur Waffen-SS, wurde verwundet (1945) und geriet in amerikanische Gefangenschaft. Nach seiner Rückkehr (1946) ließ er sich zum Steinmetz ausbilden. Anschließend studierte er Grafik und Bildhauerei. Parallel zu seiner Arbeit als bildender Künstler begann Günter Grass zu schreiben und gehörte ab 1957 der „Gruppe 47“ an. Sein erster Gedichtband *Die Vorzüge der Windhühner* erschien 1956. Sein Theaterstück *Hochwasser* wurde 1957 in Frankfurt am Main uraufgeführt. Der im Jahr darauf veröffentlichte Roman *Die Blechtrommel* – eines der bedeutendsten Werke der deutschen Nachkriegsliteratur – machte ihn weltberühmt. Es folgten die Bücher *Katz und Maus* (1961) und *Hundejahre* (1963). Sie bilden mit der Blechtrommel die sog. Danziger Trilogie.

Nachdem er 1961 Willy Brandt persönlich kennen gelernt hatte, engagierte Günter Grass sich ab 1965 in mehreren Wahlkämpfen für die SPD. Immer wieder äußerte er sich zu politischen Themen. Beispielsweise setzte er sich 1990 in Zeitungsartikeln dafür ein, Ostdeutschland nicht kurzerhand anzuschließen, sondern die beiden Teile Deutschlands schrittweise zusammenwachsen zu lassen.

Günter Grass ist zur moralischen Instanz, zur politischen Institution geworden. 1997 wurde ihm der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen. Zwei Jahre später erhielt er den Nobelpreis für Literatur.

Zu einem Eklat kam es im Sommer 1995, als sein Roman *Ein weites Feld* von Marcel Reich-Ranicki im Magazin *Der Spiegel* verrissen wurde. Dass er als Jugendlicher gegen Ende des Zweiten Weltkriegs bei der Waffen-SS gewesen war, gab Günter Grass erst 61 Jahre später zu, am 12. August 2006 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“. Das späte Geständnis gerade eines berühmten Mahners löste heftige kontroverse Reaktionen aus. Damit gelang es Günter Grass jedenfalls, besondere Aufmerksamkeit auf sein neues Buch zu lenken: die Autobiografie *Beim Häuten der Zwiebel* (2006).

Katz und Maus ist eine skurrile Novelle. Pilenz, der Ich-Erzähler, erinnert sich 1959 an die Kriegsjahre in Danzig. Weil er Mahlke und die anderen durch die Sache mit der Katze auf den übergroßen Adamsapfel aufmerksam gemacht und damit eine verhängnisvolle Entwicklung ausgelöst hatte, fühlt er sich verpflichtet, Joachim Mahlkes Geschichte zu berichten. Nicht der Ich-Erzähler steht hier im Fokus, sondern dessen Mitschüler Joachim Mahlke. Dieser tut alles, um nicht nur von der Gemeinschaft aufgenommen, sondern auch als Held respektiert zu werden. Am Ende muss er jedoch einsehen, dass es ihm nichts gebracht hat.

Katz und Maus (1961)

... und einmal, als Mahlke schon schwimmen konnte, lagen wir neben dem Schlagballfeld im Gras. Ich hätte zum Zahnarzt gehen sollen, aber sie ließen mich nicht, weil ich als Tickspieler schwer zu ersetzen war. Mein Zahn lärmte. Eine Katze strich diagonal durch die Wiese und wurde nicht beworfen. Einige kauten oder zupften Halme. Die Katze gehörte dem Platzverwalter und war schwarz. Hotten Sonntag rieb sein Schlagholz mit einem Wollstrumpf. Mein Zahn trat auf der Stelle. Das Turnier dauerte schon zwei Stunden. Wir hatten hoch verloren und warteten nun auf das Gegenspiel. Jung war die Katze, aber kein Kätzchen. Im Stadion wurden oft und wechselseitig Handballtore geworfen. Mein Zahn wiederholte ein einziges Wort. Auf der Aschenbahn übten Hundertmeterläufer das Starten oder waren nervös. Die Katze machte Umwege. Über den Himmel kroch langsam und laut ein dreimotoriges Flugzeug, konnte aber meinen Zahn nicht übertönen. Die schwarze Katze des Platzverwalters zeigte hinter Grashalmen ein weißes Lätzchen. Mahlke schlief. Das Krematorium zwischen den Vereinigten Friedhöfen und der Technischen Hochschule arbeitete bei Ostwind. Studienrat Mallenbrandt piff: Wechsel Fangball Übergetreten. Die Katze übte. Mahlke schlief oder sah so aus. Neben ihm hatte ich Zahnschmerzen. Die Katze kam üabend näher. Mahlkes Adamsapfel fiel auf, weil er groß war, immer in Bewegung und einen Schatten warf. Des Platzverwalters schwarze Katze spannte sich zwischen mir und Mahlke zum Sprung. Wir bildeten ein Dreieck. Mein Zahn schwieg, trat nicht mehr auf der Stelle: denn Mahlkes Adamsapfel wurde der Katze zur Maus. So jung war die Katze, so beweglich Mahlkes Artikel – jedenfalls sprang sie Mahlke an die Gurgel; oder einer von uns griff die Katze und setzte sie Mahlke an den Hals; oder ich, mit wie ohne Zahnschmerz, packte die Katze, zeigte ihr Mahlkes Maus: und Joachim Mahlke schrie, trug aber nur unbedeutende Kratzer davon.

Ich aber, der ich Deine Maus einer und allen Katzen in den Blick brachte, muss nun schreiben. Selbst wären wir beide erfunden, ich müsste dennoch. Der uns erfand, von berufswegen, zwingt mich, wieder und wieder Deinen Adamsapfel in die Hand zu nehmen, ihn an jeden Ort zu führen, der ihn siegen oder verlieren sah; und so lasse ich am Anfang die Maus über dem Schraubenzieher hüpfen, werfe ein Volk voll gefressene Seemöwen hoch über Mahlkes Scheitel in den sprunghaften Nordost, nenne das Wetter sommerlich und anhaltend schön, vermute, dass es sich bei dem Wrack um ein ehemaliges Boot der Czaika-Klasse handelt, gebe der Ostsee die Farbe dickglasiger Seltersflaschen, lasse nun, da der Ort der Handlung südöstlich der Ansteuerungstone Neufahrwasser festgelegt ist, Mahlkes Haut, auf der immer noch Wasser in Rinnsalen abläuft, feinkörnig bis graupelig werden; doch nicht die Furcht, sondern das übliche Frösteln nach zu langem Baden besetzte Mahlke und nahm seiner Haut die Glätte.

Dabei hatte keiner von uns, die wir dürr und langarmig zwischen seitlich wegragenden Knien auf den Resten der Kommandobrücke hockten, von Mahlke verlangt, nochmals in den

Bugraum des abgesoffenen Minensuchbootes und in den mittschiffs anstoßenden Maschinenraum zu tauchen, etwas mit seinem Schraubenzieher abzufummeln, ein Schraubchen, Rädchen oder was Dolles: ein Messingschild, dicht beschrieben mit den Bedienungsanweisungen irgendeiner Maschine in polnischer und englischer Sprache; denn wir hockten ja auf allen über dem Wasserspiegel ragenden Brückenaufbauten eines ehemaligen, in Modlin vom Stapel gelaufenen, in Gdingen fertig gestellten polnischen Minensuchbootes der Czajka-Klasse, das im Jahr zuvor südöstlich der Ansteuerungstonne, also außerhalb der Fahrwinne und ohne den Schiffsverkehr zu behindern, abgesoffen war.

Seitdem trocknete Möwenmist auf dem Rost. Sie flogen bei jedem Wetter fett glatt, mit seitlichen Glasperlenaugen manchmal knapp und fast zum Greifen über den Resten des Kompasshäuschens, dann wieder hoch wirr und nach einem Plan, der nicht zu entziffern war, spritzten im Flug ihren schleimigen Mist und trafen nie die weiche See aber immer den Rost der Brückenaufbauten. Hart stumpf kalkig dauerten die Ausscheidungen in Klümpchen dicht bei dicht, auch in Klumpen übereinander. Und immer, wenn wir auf dem Boot saßen, gab es Fußnägel Fingernägel, die den Mist abzusprengen versuchten. Deswegen brachen unsere Nägel, und nicht, weil wir – außer Schilling, der immer kaute und Niednägel hatte – an unseren Fingernägeln kauten. Nur Mahlke besaß lange, wenn auch vom vielen Tauchen gelbliche Nägel und bewahrte sich ihre Länge, indem er weder kaute noch Möwenmist kratzte. Auch blieb er der einzige, der nie von dem weggestemmtten Mist aß, während wir, weil sich das anbot, kalkige Klümpchen wie Muschelsplitt kauten und als schaumigen Schleim über Bord spuckten. Das Zeug schmeckte nach nichts oder nach Gips oder nach Fischmehl oder nach allem, was sich vorstellte: nach Glück, Mädchen, nach dem lieben Gott. Winter, der ganz gut singen konnte, gab an: „Wisst ihr, dass Tenöre täglich Möwenmist essen?“ Oft fingen die Möwen unsere kalkige Spucke im Flug und merkten wohl nichts.

Martin WALSER (1927)

Martin Walser stammt aus Wasserburg am Bodensee. Er wurde von der Schule zur Flak, dann zur Wehrmacht eingezogen. Nach dem Krieg studierte er in Tübingen Literatur, Geschichte und Philosophie, promovierte 1951 über Kafka. Er arbeitete als Rundfunkredakteur. Seit Mitte der 50er Jahre schreibt er Romane und Theaterstücke, in denen er die widerspruchsvolle Situation des modernen Menschen gestaltet. Er kritisierte die westdeutsche Restauration. Er war Sympathisant der Studentenrevolte 1968, nahm in den 1980er Jahren bürgerlich-konservative Positionen ein. Mit seinen Werken *Ehen in Philippsburg* (1957), *Halbzeit* (1960), *Das Einhorn* (1966), *Heimatkunde* (1968) und *Ein springender Brunnen* (1998) gehört er zu den bedeutendsten Autoren der Gegenwart. Sein Buch *Tod eines Kritikers* (2002) thematisiert eine Episode aus dem deutschen Literaturbetrieb.

Die Novelle *Ein fliehendes Pferd* hat das Phänomen Midlifecrisis als zentrales Thema, verkörpert durch zwei unterschiedliche Charaktere, die beide auf der Flucht vor ihrer Lebenssituation sind. Das Bild eines Pferdes auf der Flucht ist die Metapher für die beiden Männer, ehemalige Jugendfreunde, auf der Flucht vor der Wirklichkeit: der eine flieht in das Inkognito, der andere in die Welt des Mammons. Mit Mitteln dramatischer Zuspitzung und Ironie wirft der Autor in dieser Novelle ein kritisches Licht auf Scheinleben und Entfremdung in zwischenmenschlichen Beziehungen. Die Novelle beginnt und endet mit dem gleichen Satz: „Plötzlich drängte Sabine aus dem Strom der Promenierenden hinaus und ging auf einen Tisch zu, an dem noch niemand saß.“

Ein fliehendes Pferd (1978)

Plötzlich drängte Sabine aus dem Strom der Promenierenden hinaus und ging auf ein Tischchen zu, an dem noch niemand saß. Helmut hatte das Gefühl, die Stühle dieses Cafes seien für ihn zu klein, aber Sabine saß schon. Er hätte auch nie einen Platz in der ersten Reihe genommen. So dicht an den in beiden Richtungen Vorbeiströmenden sah man doch nichts. Er hätte sich möglichst nah an die Hauswand gesetzt. Otto saß auch schon. Zu Sabines Füßen. Er sah aber noch zu Helmut herauf, als wolle er sagen, er betrachte sein Sitzen, so lange Helmut sich noch nicht gesetzt habe, als vorläufig. Sabine bestellte schon den Kaffee, legte ein Bein über das andere und schaute dem trägen Durcheinander auf der Uferpromenade mit einem Ausdruck des Vergnügens zu, der ausschließlich für Helmut bestimmt war. Er verlegte seinen Blick auch wieder auf die Leute, die zu dicht an ihm vorbeipromenierten. Man sah wenig. Von dem wenigen aber zuviel. Er verspürte eine Art hoffnungslosen Hungers nach diesen hell- und leicht bekleideten Braungebrannten. Die sahen hier schöner aus als daheim in Stuttgart. Von sich selbst hatte er dieses Gefühl nicht. Er kam sich in hellen Hosen komisch vor. Wenn er keine Jacke anhatte, sah man von ihm wahrscheinlich nichts als seinen Bauch. Nach acht Tagen würde ihm das egal sein. Am dritten Tag noch nicht. So

wenig wie die grässlich gerötete Haut. Nach acht Tagen würden Sabine und er auch braun sein. Bei Sabine hatte die Sonne bis jetzt noch nichts bewirkt als eine Aufdünsung jedes Fältchens, jeder nicht ganz makellosen Hautstelle. Sabine sah grotesk aus. Besonders jetzt, wenn sie voller Vergnügen auf die Promenierenden blickte. Er legte eine Hand auf ihren Unterarm. Warum mussten sie überhaupt dieses hin- und herdrängende Dickicht aus Armen und Beinen und Brüsten anschauen? In der Ferienwohnung wäre es auch nicht mehr so heiß wie auf dieser steinigen, baumlosen Promenade. Und jede zweite Erscheinung hier führte ein Ausmaß an Abenteuer an einem vorbei, dass das Zuschauen zu einem rasch anwachsenden Unglück wurde. Alle, die hier vorbeiströmten, waren jünger. Schön wäre es jetzt hinter den geraden Gittern der Ferienwohnung. Drei Tage waren sie hier, und drei Abende hatte er Sabine in die Stadt folgen müssen. Jedes Mal auf diese Promenade. Leute beobachten fand sie interessant. War es auch. Aber nicht auszuhalten. Er hatte sich vorgenommen, Kierkegaards Tagebücher zu lesen. Er hatte alle fünf Bände dabei. Wehe dir, Sabine, wenn er nur vier Bände schafft. Er wusste überhaupt nicht, was Kierkegaard in seinen Tagebüchern notiert hatte. Unvorstellbar, dass Kierkegaard etwas Privates notiert haben konnte. Er sehnte sich danach, Kierkegaard näher zu kommen. Vielleicht sehnte er sich nur, um enttäuscht werden zu können. Er stellte sich diese tägliche, stundenlange Enttäuschung beim Lesen der Tagebücher Kierkegaards als etwas Genießbares vor. Wie Regenwetter im Urlaub. Wenn diese Tagebücher keine Nähe gestatteten, wie er fürchtete (und noch mehr hoffte), würde seine Sehnsucht, diesem Menschen näher zu kommen, noch größer werden. Ein Tagebuch ohne alles Private, etwas Anziehenderes konnte es nicht geben. Er musste Sabine sagen, dass er ab morgen die Abende nur noch in der Ferienwohnung verbringen werde. Er hätte zittern können vor Empörung! Er hier auf dem zu kleinen Stuhl, Leute anstierend, während er in der Ferienwohnung...

Ans Wasser wollte er Kierkegaard nicht mitnehmen. Das hatte er als Fünfzehnjähriger getan. *Zarathustra* hatte er auf dem Bauch liegend gelesen. Snob, der er war, hatte er die französische Übersetzung gelesen. *Ainsi parlait Zarathustra*.

Sabines Vergnügen an den Vorbeiströmenden hatte inzwischen ein Lächeln erzeugt, das sich nicht mehr änderte. Er genierte sich für Sabines Lächeln. Er berührte sie am Oberarm. Wahrscheinlich sollte man reden miteinander. Ein alt werdendes Paar, das stumm auf Caféstühlen sitzt und der lebendigsten Promenade zuschaut, sieht komisch aus. Oder trostlos. Besonders, wenn die Frau noch dieses schon seit längerem verstorbene Lächeln trägt. Helmut mochte es nicht, wenn die Umwelt sich über Sabine und ihn Gedanken machen konnte, die zutrafen. Egal, was die Umwelt über ihn und Sabine dachte, es sollte falsch sein. Sobald es ihm gelang, Fehlschlüsse zu befördern, fühlte er sich wohl. *Inkognito* war seine Lieblingsvorstellung. In Stuttgart musste er erleben, wie in der Nachbarschaft und in der Schule – und zwar bei Kollegen und bei Schülern – die Kenntnis über ihn zunahm. An ihm war der Spitzname *Bodenspecht* hängen geblieben. Das zeigte ihm, dass er mit einer geradezu höheren Art von Genauigkeit erfasst, durchschaut und bezeichnet war. Jedes Mal, wenn ihm das

Erkannt- und Durchschautsein in Schule oder Nachbarschaft demonstriert wurde, die Vertrautheit mit Eigenschaften, die er nie zugegeben hatte, dann wollte er fliehen. Einfach weg, weg, weg. Die benützten Kenntnisse über ihn, deren Richtigkeit er nicht bestätigt hatte. Sie benützten sie zu seiner Behandlung. Zu seiner Unterwerfung. Zu seiner Dressur. Die wussten ihn zu nehmen. Und je mehr die ihn zu nehmen wussten, desto größer wurde seine Sehnsucht, wieder unerkannt zu sein. Wenn jemand von ihm noch nichts wusste, war noch alles möglich. Leider hatte er das nicht immer so genau gewusst. Deshalb hatte er jene Vertrautheiten nicht verhindert. Jetzt blieb ihm nur noch die Flucht. Ein-, zweimal im Jahr. Der Urlaub eben. Im Urlaub probierte er Gesichter und Benehmensweisen aus, die ihm geeignet zu sein schienen, seine wirkliche Person in Sicherheit zu bringen vor den Augen der Welt. Un erreichbar zu sein, das wurde sein Traum. Und er hatte Mühe, die schlanke, spitze, nach allen Seiten vollkommen steil abfallende Felsenburg nicht zu einem andauernden Bewusstseinsbild werden zu lassen. Ein Überneuschwanstein wollte sich einbrennen in seine Vorstellungen. Und Wälder. Immer sah er Wälder. Sah sich durch Wälder traben. Ohne sich zu bewegen, trabte er und kam immer tiefer hinein in Wälder, die, zum Glück, kein Ende hatten. Wälder, die kein Ende haben, das ist überhaupt das Vollkommene.

Günter HERBURGER (1932)

Günter Herburger, geboren 1932 in Isny im Allgäu, studierte Philosophie und Sanskrit in München und Paris. Er lebte und arbeitete in verschiedenen Berufen und verschiedenen Ländern. Er schrieb Romane, Erzählungen, Gedichte, Hörspiele, Fernsehdrehbücher sowie literatur- und gesellschaftskritische Beiträge. Er lebt heute als freier Schriftsteller in München und gehört zu den bedeutenden deutschsprachigen Autoren der Gegenwart.

Der Roman *Flug ins Herz* (1977) ist ein Teil der *Thuja-Trilogie*, zu der auch die Romane *Die Augen der Kämpfer* (1980) und *Thuja* (1991) gehören. In diesem gesellschaftskritisch-realistischen Zeitbuch mit teilweise utopischen und grotesken Zügen gestaltet er die Schicksale von Proletariern und Außenseitern in der sog. postindustriellen Gesellschaft. Der Protagonist beteiligt sich nach gescheiterter zweiter Ehe und missglücktem Selbstmordversuch an der Entführung des Millionärs Quatander, des Mitinhabers einer Automobilfabrik. Die von den Fabrikarbeitern durchgeführte Entführung soll – mit Hilfe von genetischen und biologischen Manipulationen – dazu beitragen, die sozialen Verhältnisse in der BRD zu verändern.

Seinen Roman charakterisiert er mit den Worten: „Die schriftstellerische Einbildung versuchte, Arbeiterinnen, Ausländer, Angestellte, Kinder, reiche Leute und einen alten, verehrungswürdigen Gelehrten, zusammenzuführen. Was sie sagen, befürchten oder ersehnen, soll sie rühmen, kann aber nur Fiktion sein.“

Flug ins Herz (1977)

Den Wohnwagen habe ich wieder gefunden, obwohl er nicht mehr an derselben Stelle gestanden ist.

Die Fahrbahnen der Ausfallstraße überquerte ich dort, wo Axmann mich geführt hatte. Tote oder Verwundete hingen nicht über den Sicherungsschienen, auch brannten dieses Mal keine Autos. Doch Stauungen hatten sich wieder gebildet, ich konnte ungefährdet durch die Lücken der Fahrzeugschlangen gehen. Am Gegenhang saßen und lagen Leute, die aus ihren Wagen gestiegen waren, auf dem dünnen Gras. Einige spielten im Schein von Taschenlampen und Warnlichtern Karten, andere unterhielten sich. Sie schimpften nicht, sondern waren fröhlich. Der Zusammenbruch des Verkehrs hatte ihnen Freizeit beschert.

Oben, sozusagen auf der Deichkrone, hatten sich Soldaten niedergelassen, deren Sattelschlepper auch stecken geblieben waren. Zwar gaben Vorgesetzte, obwohl sie genauso jung wie die Soldaten aussahen, noch Befehle, aber groß aufzutreten wagten sie nicht mehr, denn die Mannschaften kümmerten sich nicht darum, öffneten mit den Kanten von Wagenhebern

und anderen Werkzeugen Dosen, fingen zu essen an. Einige hatten Lumpen, Zweige, Gummistücke, Kartonfetzen aufgeschichtet, zählten stolz die Funde auf und entfachten ein Feuer. Der Helm, in dem sie den Inhalt einer Fleischbüchse erhitzen wollten, begann zu tropfen. Er war aus Kunststoff. Die nächste und übernächste Generation, dicker, auch viel älter, die wenigstens einen Krieg durchgestanden hatte, kostete das Schauspiel aus, sparte nicht mit Bemerkungen, gab schließlich Ratschläge. Einige kletterten den Hang hinauf, wollten helfen, mitzündeln, ebenfalls kochen, neue Feuer glommen da und dort auf. Ich konnte bei der Vielfalt der Brandstellen nicht unterscheiden, wer erfolgreicher war, die Zivilisten oder die jungen Soldaten.

Dann sah ich, dass in der Straßenfurt die Autoschlangen wieder vorzurücken angingen. Ungeduldige blendeten auf und ab, hupten, heulten, versuchten, noch zahlreich stehende Fahrzeuge zu umfahren. Das Aus- und Einfädeln im Verband artete aus, vom Hang stürzte die Menge. Jeder war sich wieder selbst der Nächste.

Die Freudenfeuer waren nicht gelöscht worden, griffen zum Teil auf das dürre Gras über. Und wie immer bei drohenden Katastrophen funktionierte auch sofort die Überwachung, sei es aus der Luft durch automatische Fernsehkameras, oder durch misstrauische Anlieger, die schon lange von ihren Wohnungen aus das Schauspiel beobachtet hatten. Ein Hubschrauber flog niedrige Schleifen in der Nacht, und aus der Ferne hörte ich Sirenen. Ich machte mich wieder auf den Weg. Viele Fenster der Hochhäuser waren noch beleuchtet. Wie damals sprang ein Schäferhund an dem hohen Drahtzaun des Fabrikgeländes empor. Eine Stimme wies ihn zurecht. Doch auf dem Trümmergrundstück stand nicht mehr der Wohnwagen, ich stakste und suchte vergebens herum. Als ich nach einem schimmernden Stück Blech oder Aluminium tastete, aufleuchtend in der Dunkelheit, griff ich in ein Bündel reifer Johannisbeeren, die dort auch lagen. Ich schleckte mir die Finger ab und aß den Fund.

Weiterspürend fand ich noch mehr Bündel, die, denn sie wiesen alle in dieselbe Richtung, mit Absicht als Spur niedergelegt worden waren. Ich aß mich über das Grundstück hinweg, erwischte in der Hast auch Schmutz, schlüpfrige Hölzchen, einen kleinen Plastikstöpsel, dann eine Art Fliegenleiche, die an den Beeren klebte. Ich spuckte die Reste wieder aus. In dem Gärtchen hinter Rosas Haus, wo Geierwalli im Sommer die Nachmittage verbrachte, wuchsen Johannisbeerbüsche, alte mächtige Stauden, deren Früchte im feuchten Schatten wie in Gelee verpackt hingen.

Als ich am Ende des Trümmergrundstücks ankam, war ich satt. Der Wohnwagen ist nicht auf der Wiese hinter der Schuttfläche gestanden, die noch ein wenig Licht aus den Fenstern der Hochhäuser bekommen hat. Ich habe ihn auch nicht bei den Schrebergärten entdeckt, die sich daran anschlossen, in gleichgroße Quadrate eingeteilt, mit Einheitsbuden aus Holz darauf und Sandsträßchen dazwischen, damit die Gärtner bequem parken konnten. Man

macht es ihnen leicht, lässt sie nicht einmal mehr eigene Absichten und Wünsche entwickeln, was die Formen betrifft. Keine Petroleumlampen haben geblinckert, in Schaukeln und unter elektrischen Birnen sind Paare gesessen, murmelnd kinderlos.

Wo die kleineren Unternehmer noch Plätze für ihre Flachbauten bezahlen, die Transportfirmen sich noch ausbreiten können, die Plastikhersteller, Teerpappengießer, Futtermittler, Tachometernieter, Gewichtetarierer oder Hähnchenzüchter und Grabsteinmetze zu überleben wagen, dort, fiel mir ein, da ich aus einer Kleinstadt stamme, die ehemals freie Reichsstadt gewesen war, dass dort infolge der hohen Grundstückspreise diejenigen, die noch nicht zu Konzernen gehören, früher Zünfte geheißen, sich jenseits des Stadtwalls, der Wehrmauer, heute der Bannmeile unbezahlbarer Quadratmeterkosten ansiedeln, obwohl unsere Städte wohnlicher gedeihen würden, wenn und wo auch jener letzte Stadtrand aufhört und Wiesen, eingezäuntes Manövergelände, Baracken für Notleidende, Unterkünfte für ausländische Arbeiter beginnen, aber auch Wälder und Schlösser stehen, gesäumt von Flüssen und Kanälen, die einst der Adel anlegen ließ, dort hat der silbrige Wohnwagen, in der Dunkelheit einem kleinen Laboratorium gleichend, auf dem letzten Zipfel einer geteerten Straße gestanden, die in Schotter und Schlaglöcher überging. Aus der offenen Tür einer Wirtschaft fiel Licht, im Biergarten daneben unter Kastanienbäumen saßen Gäste. Auf der anderen Seite parkten Lastwagen, Thermowagen, Langholzwagen, Möbelwagen, Firmenzüge, planngedeckte Schlepper, Bauernfahrzeuge mit offenen Anhängern, Kastenwagen, Hilfstransporter und Kleintonner. Ich fühlte mich zu Hause. Hier konnte ich mich aus, obwohl ich noch nie da gewesen war. In den Wohnwagen tretend, sagte ich laut, nur die Hälfte des Wegs sei von Johannisbeeren gekennzeichnet gewesen.

Rosa, irgendwo in der Fülle mittendrin, rief, auf dem letzten Stück seien ihr die Beeren ausgegangen. „Was soll ich hier“, fragte ich.

Bevor sie antworten konnte, sagte Axmann, den ich vor lauter Enge nicht gut sah, andere kämen auch noch. Ich solle mich setzen.

Ich fand mich auf einem knöchigen Schoß wieder, den Knien von Geierwalli. Vielleicht war Rosas Mutter im Sanitärergriff hergetragen worden, teilnahmslos blickte sie nach oben. Als ich aufstehen wollte, zerrte sie mich auf ihre Knie zurück, kniff die Augen zu, zwinkerte. Ich fühlte mich wie auf einem schwankenden Adlerhorst.

„Wo ist Rebekka“, fragte ich. „Sie hat mich hierher geschickt.“ Neue Gäste drängten herein. Ich stand von Geierwallis Knien auf und konnte noch einmal aus der Tür des Wohnwagens blicken. Im Kastaniengarten hoben Biertrinker ihre Krüge hoch, in einigen beleuchteten Kabinen der Lastzüge hingen schlafende Fahrer. Im matten Licht sahen sie sehr dick aus.

Peter HÄRTLING (1933 – 2017)

Er begann mit lyrisch-verspielten Gedichten, veröffentlichte 1959 den Zeitroman *Im Schein der Kometen* und 1964 den Roman um Nikolaus Lenau – *Niembsch oder Der Stillstand*. In den 70er Jahren entwickelte er thematisch und erzähltechnisch die ihm eigene Darstellung weiter. Die Rezeption der Vergangenheit in der Erinnerung kommt u. a. zum Ausdruck in dem Roman *Hölderlin* (1976) und in der Geschichte über Eduard Mörike – *Die dreifache Maria* (1982). *Nachgetragene Liebe* (1980) verarbeitet Härtlings Erinnerungen an den früh verstorbenen Vater. Zeitthematik griff er wieder im Roman *Das Windrad* (1983) auf.

In diesem Roman erzählt er die Geschichte des Aussteigers Georg Landerer, Mitte Fünfzig, Druckereibesitzer. Landerer schließt eines Tages die Tür hinter seinem gesicherten bürgerlichen Leben. Es ist ein Aufbruch ins Ungewisse. Sein zweites Leben führt ihn zu den Außenseitern der Gesellschaft, den Aufsässigen aus Verantwortungsgefühl, aber auch zu den Neinsagern aus Bequemlichkeit. Er lernt den Bildhauer und ungewöhnlichen Erfinder Kannabich kennen, dem er beim Bau eines stromerzeugenden Windrads hilft. Er nimmt sich des stummen und vernachlässigten Kindes Pokko an. Peter Härtling erweist sich in diesem Roman als ein verlässlicher Chronist der bundesdeutschen Verhältnisse.

Das Windrad (1983)

Als die Gerüstteile zusammengeschweißt waren, die Blätter fürs Windrad im Atelier gestapelt lagen, als sie den Generator mehrfach geprüft, die Nächte endgültig zum Tag gemacht hatten, als Cassandra Georg in die Wade biss und während eines gewaltigen Gewitters ein Blitz einen der hölzernen Schwänze spaltete, als der Himmel nachts einen hellen Rand behielt und der Bach nach Blüten roch, als Plisch wahrscheinlich von Plum sechs Junge kriegte und Kannabich eine berauschte Taufansprache hielt, als der dritte und endgültig abschlägige Bescheid der Baupolizei sie beide entrüstet hatte, als Hannes von einem Freund den Zement für den Sockel liefern ließ, als wiederholt Fremde in der Nähe der Mühle herumstrichen, entschied Kannabich, die Freunde zusammenzurufen, die Vorarbeiten noch in der Mühle zu erledigen, den Sockel auf dem Sonnenbuckel zu gießen und ein, zwei Nächte danach das Windrad in einem Handstreich aufzubauen. Den Tag, an dem Kannabich die Verwirklichung beschloss, schrieb Georg, der es sonst aufgegeben hatte, seinen unendlichen Brief an Hella noch durch Daten zu unterbrechen, über den einzigen Satz, mit dem er das Ereignis festhielt: 17. Juni 1979. Es geht los.

Kannabich warf sich, ehe er, wie auch Georg, Hilfskräfte alarmierte, in die Badewanne, sang inbrünstig Rosita Serranos „Roten Mohn“, vertrieb den neugierig gewordenen Mao mit Was-

serspritzern, suchte, nackt im Haus herumrennend, vergeblich nach einem wirklich mannsgroßen Badehandtuch, das er, woran er sich noch gut entsinne, 1955 von einer Freundin geschenkt bekommen habe, die drauf aus gewesen sei, es mit ihm in der Wanne zu treiben.

Georg wiederum fand mit einem Mal das Haus verschmutzt, vernachlässigt, fing an mit Putzlumpen, Besen und dem stotternden Staubsauger durch die Zimmer und das Treppenhaus zu ziehen, den Gesängen des Freundes lauschend. Während er sich manchmal im Scheuerlappen verhedderte, der Schrubber die Treppe hinunterpolterte, der Sauger Staub erbrach, überlegte er sich, wo die Helfer untergebracht werden könnten, in welchen Zimmern und in welchen Ecken, denn auch das musste geregelt werden. Kannabich hatte Hannes, den Metzinger Klempner und eine alte Freundin alarmiert, eine Stuttgarter Heilgymnastin mit dem sprechenden Namen Vera Krumm; Georg war es gelungen, die Windmengerin für die Versorgung der Windradaufsteller zu gewinnen, dazu kamen Alex und natürlich Leo, der Drachenflieger, und seine Kumpel, als Sanitäter Heinzinger und mit einer halben Zusage Süß, der Friseur.

Im Lauf des nächsten Tages trafen sie ein. Inzwischen hatte auch die Presse Wind bekommen. Kannabich hatte dem Reporter des „Generaler“ zwar gedroht, seinen Geparden auf ihn zu jagen, doch mit wenig Erfolg. Der junge Mann hatte sich in seinen Wagen, der neben der Scheune geparkt war, zurückgezogen und beobachtete von dort aus, was zwischen Mühle und Atelier geschah. Er sah, wie Kannabich eine Stange aufrichtete, an der eine kleine, weiße Fahne hing, ahnte aber nicht, welchen Streit das Stück Tuch zwischen Kannabich und Georg ausgelöst hatte.

Er könne doch nicht von vornherein seine Kapitulation erklären.

Was das für eine Redeweise sei, er spreche wie ein kommandierender General und nicht wie ein erklärter Friedfertiger. Ich bin friedfertig, Kannabich, du weißt es.

Also, was stört dich ein weißes, keusches Tüchlein im Wind?

Bist du sicher, dass Wind wehen wird? Ich weiß es und äffe nicht mein Mährisch nach. Warum ziehen wir nicht eine Fahne hoch, auf der ein Blatt gemalt ist oder eine Sonne oder, meinetwegen, dein Windrad.

Weil ich auf eine solche Fahnenymbolik pfeife. Und dein weißer Fetzen soll nicht symbolisch sein? Höchstens für Militaristen, Landerer, höchstens für die. Jetzt hing sie. Nein, sie flatterte. Denn der Sommer bereitete sich mit einem aufmuckenden Wind offenkundig darauf vor, das Windrad bald in Bewegung zu setzen. Der Reporter sah außerdem, wie Georg einen jungen Mann umarmte, Alexander, der eben auf einem Motorrad in den Hof geschossen kam, aber er konnte nicht wissen, dass hier ein Sohn dem Vater zu Hilfe eilte. Er sah den Tag über viele kommen. Er würde sie kennen lernen. Den Doktor, Hannes, Leo, den Dra-

chenflieger, und die Windmengerin kannte er sowieso. Aber zum Beispiel die ältere, energische Dame nicht, die sich vor Kannabich aufbaute, ihn vom Kopf bis zum Fuß maß, schließlich ungeschickt an sich riss und ihm einen knallenden Kuss auf die Stirn gab, den er, sich krümmend, mit einem „Ist das nötig, Vera?“ quittierte. Der Reporter war nicht der einzige, den das Gerücht vom Windrad mobilisiert hatte. Noch ehe alle Freunde erschienen waren, tauchte, Georg und Kannabich beunruhigend, ein Pärchen in Jeans und T-Shirts auf, ausgerüstet mit Schlafsäcken, und erklärte kurzerhand, es wolle mitmachen.

Wobei? fragte Georg zurückhaltend. Bei dem Windrad. Ob er sie auf den Arm nehmen wolle? Wenn sie helfen wollten, könnten sie bleiben. Sie richteten sich bescheiden in dem Vorschlag ein, der üblicherweise als Garage diente, breiteten ihre Schlafsacke aus, legten ihre wenigen Utensilien darauf, setzten sich unter den Nussbaum, warteten, gelassen wie zwei buddhistische Bettelmönche, auf das, was sich ereignen würde. Lass sie, sagte Kannabich, sie meinen es gut, sie könnten uns nützlich sein. Lass sie, sagte Georg. Kommst du mit? fragte Kannabich. Sie stiegen durch den Wald hinauf; noch am späten Nachmittag war es sehr warm. Als sie aus dem Wald traten, oben auf dem Buckel, blieben sie stehen. Kannabich ließ sich ins Gras fallen und atmete schwer. Der Himmel war ungetrübt, im Zenit zog sich noch immer Licht kochend zusammen und am Rand sammelten sich kleine Wolken zu einer Flotte.

Sie sahen hinüber zur Burgruine und dann hinunter ins Tal, auf den Mühlhof, wo Leute hin und her liefen und an einer Stange ein weißes Tüchlein wehte. Ohne Eile spazierten sie über die Wiese, überquerten einen Acker, erreichten den höchsten Punkt, der dazu ausersehen war, das Windrad zu tragen. Kannabich hatte das Geviert bereits vor einigen Tagen mit Reisig ausgelegt.

Wissen möcht ich, sagte er und verfiel in sein Brünnerisch, was sie mit uns anstellen möchten, die Behörden, wenn wir das Radl aufgerichtet haben. Wir werden Ärger bekommen.

Das ist klar. Bloß welchen? Wie? Ob sie uns die Polizei auf den Hals hetzen?

Warum sollen wir uns jetzt schon Gedanken machen? Du hast recht.

Kannabich schritt mit ausholenden Säbelbeinen das Geviert aus, sprang in dessen Mitte, schaute hoch, als sehe er schon die sausenden Propeller im Wind: Nichts, nichts werden sie uns anhaben können, Landerer, so wenig wie es irgendeinem je gelungen ist, Träume aus Köpfen zu reißen.

Patrick SÜSKIND (1949)

Nach seinem Geschichtsstudium in München schrieb er mehrere erfolgreiche Drehbücher für das Fernsehen (*Monaco Franze*, *Kir Royal*). Als Theaterautor debütierte er 1981 mit der Komödie *Der Kontrabass*, die in der Spielzeit 1984/85 das meistgespielte Stück an deutschsprachigen Bühnen wurde. Der große internationale Durchbruch gelang Süskind mit dem Roman *Das Parfum* (1985), der bisher in 28 Sprachen übersetzt wurde. Es ist eine fiktive Biographie eines Mannes, der über eine geniale Riechbegabung verfügt und sich zum Hersteller betörender Geruchskreationen ausbildet. Aus niedersten Beweggründen tötet er reihenweise junge Frauen. Ihn interessiert ausschließlich der Duft, der die Körper seiner Opfer umgibt. Voller Hass auf die verführbare Menschheit lässt er sich von den Bettlern zerfleischen und verschlingen. Die Geschichte des Serienmörders Grenouille war der Bestseller der achtziger Jahre. Weniger begeistert wurden die Erzählungen *Die Taube* (1987) und *Die Geschichte von Herrn Sommer* (1991) aufgenommen.

Das Parfum kann auf verschiedenen Ebenen gelesen werden – als historischer Roman über das 18. Jahrhundert, als Kriminalroman, als eine Variation eines romantischen Künstlerromans oder als eine Parabel über Totalitarismus. Der Roman weist intertextuelle Bezüge zu Kleist, Nietzsche, Grass, Canetti und anderen auf.

Das Parfum (1985)

Im achtzehnten Jahrhundert lebte in Frankreich ein Mann, der zu den genialsten und abscheulichsten Gestalten dieser an genialen und abscheulichen Gestalten nicht armen Epoche gehörte. Seine Geschichte soll hier erzählt werden. Er hieß Jean-Baptiste Grenouille, und wenn sein Name im Gegensatz zu den Namen anderer genialer Scheusale, wie etwa de Sades, Saint-Justs, Fouches, Bonapartes usw., heute in Vergessenheit geraten ist, so sicher nicht deshalb, weil Grenouille diesen berühmteren Finsternägeln an Selbstüberhebung, Menschenverachtung, Immoralität, kurz an Gottlosigkeit nachgestanden hätte, sondern weil sich sein Genie und sein einziger Ehrgeiz auf ein Gebiet beschränkte, welches in der Geschichte keine Spuren hinterlässt: auf das flüchtige Reich der Gerüche.

Zu der Zeit, von der wir reden, herrschte in den Städten ein für uns moderne Menschen kaum vorstellbarer Gestank. Es stanken die Straßen nach Mist, es stanken die Hinterhöfe nach Urin, es stanken die Treppenhäuser nach fauligem Holz und nach Rattendreck, die Küchen nach verdorbenem Kohl und Hammelfett; die ungelüfteten Stuben stanken nach muffigem Staub, die Schlafzimmer nach fettigen Laken, nach feuchten Federbetten und nach dem stechend süßen Duft der Nachttöpfe. Aus den Kaminen stank der Schwefel, aus den Gerbereien stanken die ätzenden Laugen, aus den Schlachthöfen stank das geronnene Blut. Die Menschen stanken nach Schweiß und nach ungewaschenen Kleidern; aus dem Mund

stanken sie nach verrotteten Zähnen, aus ihren Mägen nach Zwiebelsaft und an den Körpern, wenn sie nicht mehr ganz jung waren, nach altem Käse und nach saurer Milch und nach Geschwulstkrankheiten. Es stanken die Flüsse, es stanken die Plätze, es stanken die Kirchen, es stank unter den Brücken und in den Palästen. Der Bauer stank wie der Priester, der Handwerksgehilfe wie die Meistersfrau, es stank der gesamte Adel, ja sogar der König stank, wie ein Raubtier stank er, und die Königin wie eine alte Ziege, sommers wie winters. Denn der zersetzenden Aktivität der Bakterien war im achtzehnten Jahrhundert noch keine Grenze gesetzt, und so gab es keine menschliche Tätigkeit, keine aufbauende und keine zerstörende, keine Äußerung des aufkeimenden oder verfallenden Lebens, die nicht von Gestank begleitet gewesen wäre.

Und natürlich war in Paris der Gestank am größten, denn Paris war die größte Stadt Frankreichs. Und innerhalb von Paris wiederum gab es einen Ort, an dem der Gestank ganz besonders infernalisch herrschte, zwischen der Rue aux Fers und der Rue de la Ferronnerie, nämlich den Cimetière des Innocents. Achthundert Jahre lang hatte man hierher die Toten des Krankenhauses Hôtel-Dieu und der umliegenden Pfarrgemeinden verbracht, achthundert Jahre lang Tag für Tag die Kadaver zu Dutzenden herbeigekarrt und in lange Gräben geschüttet, achthundert Jahre lang in den Grüften und Beinhäusern Knöchelchen auf Knöchelchen geschichtet. Und erst später, am Vorabend der Französischen Revolution, nachdem einige der Leichengräben gefährlich eingestürzt waren und der Gestank des überquellenden Friedhofs die Anwohner nicht mehr zu bloßen Protesten, sondern zu wahren Aufständen trieb, wurde er endlich geschlossen und aufgelassen, wurden die Millionen Knochen und Schädel in die Katakomben von Montmartre geschaufelt, und man errichtete an seiner Stelle einen Marktplatz für Viktualien.

Hier nun, am allerstinkendsten Ort des gesamten Königreichs, wurde am 17. Juli 1738 Jean-Baptiste Grenouille geboren. Es war einer der heißesten Tage des Jahres. Die Hitze lag wie Blei über dem Friedhof und quetschte den nach einer Mischung aus fauligen Melonen und verbranntem Horn riechenden Verwesungsbrodem in die benachbarten Gassen. Grenouilles Mutter stand, als die Wehen einsetzten, an einer Fischbude in der Rue aux Fers und schuppte Weißlinge, die sie zuvor ausgenommen hatte. Die Fische, angeblich erst am Morgen aus der Seine gezogen, stanken bereits so sehr, dass ihr Geruch den Leichengeruch überdeckte. Grenouilles Mutter aber nahm weder den Fisch- noch den Leichengeruch wahr, denn ihre Nase war gegen Gerüche im höchsten Maße abgestumpft, und außerdem schmerzte ihr Leib, und der Schmerz tötete alle Empfänglichkeit für äußere Sinneseindrücke. Sie wollte nur noch, dass der Schmerz aufhöre, sie wollte die eklige Geburt so rasch als möglich hinter sich bringen. Es war ihre fünfte. Alle fünf hatte sie hier an der Fischbude absolviert, und alle fünf waren es Totgeburten oder Halbtotgeburten gewesen, denn das blutige Fleisch, das da herauskam, unterschied sich nicht viel von dem Fischgekröse, das da schon lag, und lebte auch nicht viel mehr, und abends wurde alles mitsammen weggeschaufelt und hinübergekarrt zum Friedhof oder hinunter zum Fluss. So sollte es auch heute sein,

und Grenouilles Mutter, die noch eine junge Frau war, gerade Mitte zwanzig, die noch ganz hübsch aussah und noch fast alle Zähne im Munde hatte und auf dem Kopf noch etwas Haar und außer der Gicht und der Syphilis und einer leichten Schwindsucht keine ernsthafte Krankheit; die noch hoffte, lange zu leben, vielleicht fünf oder zehn Jahre lang, und vielleicht sogar einmal zu heiraten und wirkliche Kinder zu bekommen als ehrenwerte Frau eines verwitweten Handwerkers oder so... Grenouilles Mutter wünschte, dass alles schon vorüber wäre. Und als die Presswehen einsetzten, hockte sie sich unter ihren Schlachttisch und gebar dort, wie schon fünf Mal zuvor und nabelte mit dem Fischmesser das neugeborene Ding ab. Dann aber, wegen der Hitze und des Gestanks, den sie als solchen nicht wahrnahm, sondern nur als etwas Unerträgliches, Betäubendes – wie ein Feld von Lilien oder wie ein enges Zimmer, in dem zuviel Narzissen stehen –, wurde sie ohnmächtig, kippte zur Seite, fiel unter dem Tisch hervor mitten auf die Straße und blieb dort liegen, das Messer in der Hand.

Geschrei, Gerenne, im Kreis steht die glotzende Menge, man holt die Polizei. Immer noch liegt die Frau mit dem Messer in der Hand auf der Straße, langsam kommt sie zu sich.

Was ihr geschehen sei?

„Nichts.“

Was sie mit dem Messer tue?

„Nichts.“

Woher das Blut an ihren Röcken komme?

„Von den Fischen.“

Sie steht auf, wirft das Messer weg und geht davon, um sich zu waschen.

Da fängt, wider Erwarten, die Geburt unter dem Schlachttisch zu schreien an. Man schaut nach, entdeckt unter einem Schwärm von Fliegen und zwischen Gekröse und abgeschlagenen Fischköpfen das Neugeborene, zerrt es heraus. Von Amts wegen wird es einer Amme gegeben, die Mutter festgenommen. Und weil sie geständig ist und ohne weiteres zugibt, dass sie das Ding bestimmt würde haben verrecken lassen, wie sie es im übrigen schon mit vier anderen getan habe, macht man ihr den Prozeß, verurteilt sie wegen mehrfachen Kindermords und schlägt ihr ein paar Wochen später auf der Place de Grève den Kopf ab.

Das Kind hatte zu diesem Zeitpunkt bereits das dritte Mal die Amme gewechselt. Keine wollte es länger als ein paar Tage behalten. Es sei zu gierig, hieß es, sauge für zwei, entziehe den anderen Stillkindern die Milch und damit ihnen, den Ammen, den Lebensunterhalt, da rentables Stillen bei einem einzigen Säugling unmöglich sei. Der zuständige Polizeioffizier, ein gewisser La Fosse, war die Sache alsbald leid und wollte das Kind schon zur Sammelstelle für Findlinge und Waisen in der äußeren Rue Saint-Antoine bringen lassen, von wo aus täglich Kindertransporte ins staatliche Großfindelheim von Rouen abgingen. Da nun

aber diese Transporte von Lastträgern mittels Bastkiesen durchgeführt wurden, in welche man aus Rationalitätsgründen bis zu vier Säuglinge gleichzeitig steckte; da deshalb die Sterberate unterwegs außerordentlich hoch war; da aus diesem Grund die Kiepenträger angehalten waren, nur getaufte Säuglinge zu befördern und nur solche, die mit einem ordnungsgemäßen Transportschein versehen waren, welcher in Rouen abgestempelt werden musste; da das Kind Grenouille aber weder getauft war noch überhaupt einen Namen besaß, den man ordnungsgemäß in den Transportschein hätte eintragen können; da es ferner seitens der Polizei nicht gut angängig gewesen wäre, ein Kind anonymiter vor den Pforten der Sammelstelle auszusetzen, was allein die Erfüllung der übrigen Formalitäten erübrigt haben würde... – aus einer Reihe von Schwierigkeiten bürokratischer und verwaltungstechnischer Art also, die sich bei der Abschiebung des Kleinkinds zu ergeben schienen, und weil im übrigen die Zeit drängte, nahm der Polizeioffizier La Fosse von seinem ursprünglichen Entschluss wieder Abstand und gab Anweisung, den Knaben bei irgendeiner kirchlichen Institution gegen Aushändigung einer Quittung abzugeben, damit man ihn dort taufe und über sein weiteres Schicksal entscheide. Im Kloster von Saint-Merri in der Rue Saint-Martin wurde man ihn los. Er erhielt die Taufe und den Namen Jean-Baptiste. Und weil der Prior an diesem Tage gute Laune hatte und seine karitativen Fonds noch nicht erschöpft waren, ließ man das Kind nicht nach Rouen expedieren, sondern auf Kosten des Klosters aufpäppeln. Es wurde zu diesem Behuf einer Amme namens Jeanne Bussie in der Rue Saint-Denis übergeben, welche bis auf weiteres drei Franc pro Woche für ihre Bemühungen erhielt.

LITERATUR IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Anna SEGHERS (1900 – 1983)

Anna Seghers gehörte in der Zwischenkriegszeit zu den Erneuerern der deutschen Prosa. Für die Erzählung *Aufstand der Fischer von St. Barbara* (1928) erhielt sie den Kleist-Preis. Später schrieb sie im Exil die erfolgreichen Romane *Das siebte Kreuz* (1939) und *Transit* (1944).

Der Roman *Die Toten bleiben jung* zieht eine kritische Bilanz der deutschen Geschichte von 1918 – 45 und versucht eine Lehre für die Nachwelt zu formulieren. Er handelt von den Ideen des Widerstands, der Hoffnung und der Niederlage. Am tragischen Schicksal des jungen Revolutionärs Erwin im Revolutionsjahr 1919 und seines Sohnes Hans, der in der Wehrmacht Widerstand organisiert, schildert die Autorin nicht nur die ökonomisch-politischen Ursachen des Nationalsozialismus, wie das dem kommunistischen Geschichtsverständnis der Epoche entsprach, sondern sie fragt auch nach den psychologischen Wurzeln. Der Roman wurde 1968 verfilmt.

Die Toten bleiben jung (1949)

„Macht Schluss!“ Erwin verstand die Worte, obwohl sie der Hauptmann nur knurrte. Er begriff, dass sein Ende bevorstand. Als gestern die weißen Garden den Marstall gestürmt hatten, war ihm sein eigener Tod noch unfassbar erschienen. Er war zwar gewohnt, mit dem Tod zu rechnen, seit er sich gleich 1914 als halber Junge freiwillig gemeldet hatte. Damals versprach die Armee mehr als die eigene verwaiste, elende Jugend. Lieber in einer Uniform stecken, als in dem kläglichen Kittel der Müllabfuhr von Berlin; elender Arbeitsplatz, den ihm der Onkel verschafft hatte, weil er ihn nicht länger ernähren und auch nicht das Geld für eine Lehrstelle ausgeben wollte.

Das Echo tönte noch zweimal aus seinem Innern oder zwischen den Zähnen des Hauptmanns: Schluss! Schluss! – Damals war die Armee für ihn alles in einem gewesen: Mutter, Heimat und Zuflucht. Er hatte die Worte Ehre und Vaterland genau so bereitwillig angenommen wie die Waffen; plötzlich war er, der Knirps, den man nur geduldet oder geprügelt oder vergessen hatte, zu großen Dingen bestimmt. Nach den ersten Anfällen physischer Angst war ihm die Todesdrohung natürlich geworden, wie allen Menschen auf Erden, die allesamt wissen, dass sie einmal sterben müssen, ohne sich dauernd durch diese Voraussicht stören zu lassen. Aber sein echtes Leben hatte genau genommen im Dezember 1916 begonnen. Damals war ihm das erste Flugblatt im Schützengraben in die Hände gefallen. Seit diesen

Tagen werden keine drei Jahre mehr vergangen sein, wenn „macht Schluss“ wirklich das Ende bedeutete. Er konnte den dünnen schaumigen Schwärm sinnloser Hoffnungen nicht verjagen, der erst mit dem Quietschen der Autobremse in seinem Kopf verquoll. Seit damals das Flugblatt an ihn gekommen war, hatte das Sterben etwas anderes bedeutet, als hätte es mehr mit dem Leben als mit dem Tod zu tun. Er hatte vorher sein Leben als Druck empfunden, in einzelnen Sonntagsnächten als Spaß. Das Flugblatt war der erste menschliche Zuspruch, der je an ihn selbst ergangen war. Er hatte zum ersten Mal gefühlt, dass es jemand gab, der ihn ungestüm suchte, der ihn sofort dringend brauchte, mit Leib und Seele, der ohne ihn nicht leben konnte. Er hatte sich vorher eingebildet, das Vaterland brauche ihn dringend. Er hatte sich grimmig gegen die Schmach gesträubt, er könnte mit etwas verführt worden sein, wonach er sich selbst geseht hatte. Die eine Hälfte des Herzens hatte sich lange gegen die Einsicht der anderen Hälfte gewehrt. Obwohl er schon ahnte, dass die Armee mit Mutter und Heimat nichts zu tun hatte, so wenig wie seine Tante, die sich freute, dass sie ihn los war. Das Vaterland, das sie ihm priesen, war gar nicht die Zuflucht, die er gemeint hatte.

Als er das Flugblatt in seine Uniform steckte, da wusste er, endlich hatte ihn der gefunden, den er unruhig und unbewusst suchte. Er sah schwarz auf weiß die Fragen, die ihm nur durch den Kopf geflitzt waren wie Schatten von Schatten. Warum war das Leben vor dem Krieg so und nicht anders gewesen? Warum war der Krieg gekommen? Warum musste er aufhören?

Der Hauptmann, der eben „macht Schluss“ geknurrte hatte, knurrte lauter: „Bisschen dalli!“ Der Wachsoldat, der Erwin seit dem Abtransport unter der Fuchtel hatte, packte ihn fester. Wie viel Minuten mag es noch dauern? Jede Minute zählt schwer wie Jahre. Die zwei letzten, die richtigen Jahre seines Lebens, gingen so rasch vorbei wie Minuten. Der Mann, der ihm damals das Flugblatt zusteckte, hatte Martin geheißt. Erwin ahnte nicht, was alles dem Druck des Flugblattes vorausging: gefälschte Pässe, gefährliche Auslandsreisen, Konferenzen in Schweden und in der Schweiz, hartnäckige Streitigkeiten, verbotene Druckereien, Verhaftungen an der Front und daheim, Zuchthaus und Standrecht, bis endlich die paar gedruckten Zeilen vor seine Augen kamen. Weil ihm das Flugblatt befahl: „Weitergeben!“, gab er es rasch und gehorsam weiter. – Er verteilte bald wieder mal Flugblätter. Er wurde in Gespräche gezogen und nach und nach in Beratungen. Er machte eine Art Schulzeit durch im Schützengraben zwischen zwei Schlachten. Der Wind aus dem Osten trieb durch Deutschland, das, müde und hungrig, den vierten Kriegswinter erwartete, in einer verregneten Novemberrnacht das Laub aus dem roten Oktober an. Die Revolution war so jung wie er selbst.

Erwin STRITTMATTER (1912 – 1994)

Im Zweiten Weltkrieg war Strittmatter Soldat und desertierte gegen Kriegsende nach Böhmen. Nachdem er 1947 der SED beitrug, wurde er Amtsvorsteher und Standesbeamter für sieben kleinere Gemeinden. Er war nebenbei journalistisch tätig als Korrespondent und später Lokalredakteur bei der Märkischen Volksstimme in Senftenberg. Sein erster Roman *Ochsenkutscher* wurde erfolgreich veröffentlicht, und so entschloss sich Strittmatter 1952 das Schreiben zu seinem Hauptberuf zu machen. Nachdem Bertolt Brecht durch das Buch *Katzgraben* auf Strittmatter aufmerksam geworden war, arbeiteten die beiden Literaten eine Stückfassung des Buches aus. Die Uraufführung fand am Berliner Ensemble statt. Strittmatter schrieb Geschichten, die auf dem Lande spielten. Sein *Ole Bienkopp* (1963) gehörte zu den meistgelesenen Büchern in der DDR und wurde in 38 Sprachen übersetzt. Seine bevorzugten Handlungsorte waren die Niederlausitz und die Mark Brandenburg, seine Helden die kleinen Leute, denen es oft am gängigen sozialistischen Optimismus fehlte. Ihre Alltagsmühsal hat er poetisch und kritisch beschrieben. Strittmatters Bücher erreichten Millionenauflagen. Sein Roman *Der Laden* wurde 1998 erfolgreich verfilmt.

Erwin Strittmatter repräsentierte eine Sonderentwicklung innerhalb der DDR-Literatur. In originell konzipierten Stücken und Romanen versuchte er, den komplizierten Entwicklungsweg seiner Protagonisten mit realistischen Mitteln darzustellen. Die *Wundertäter*-Trilogie, 1957, 1973 und 1980 entstanden, zeichnet den dornenreichen Weg des Stanislaus Büdner aus Waldwiesen vom poetisierenden Bäckergehilfen zum kritischen Schriftsteller nach. Mit Erwin Strittmatters unverwechselbarer Erzählkunst aus Poesie, Menschenkenntnis und Humor gehört die Trilogie zu den großen Werken der neueren deutschen Literatur.

Der Wundertäter (1957)

STANISLAUS erhält reiche Patinnen, wird abgetauft, erstickt und wieder ins Leben gerufen.

Patinnen wurden: die Frau des Gutsvogtes, deren Blusen Lena, die Näherin, noch immer weiten mußte; die Frau des Dorfkrämers, die anscrieb, wenn Büdners Wochenlohn nicht reichte; die Frau des Bauern Schulte, der ab und an sein Pferd für kleine Leute herlieh. Patin sollte auch die Frau des Dorfschusters werden. Gustav dachte an Gratissohlen für die Winterschuhe. Lena war dagegen. „Die Schustersche ist katholisch. So etwas laß ich nicht an meinen Jungen!“ Sie schlug die Frau des Försters vor. Gustav schüttelte sich wie ein Hund im Regen. Er dachte an den langen Fingernagel des Försters. Man einigte sich auf die Frau des Lehrers: eine Beamtenfrau.

Es wurden ein Blaubeerkuchen und ein Zuckerkuchen gebacken. Gustav schlachtete drei Kaninchen. Vier Wochen fehlten ihnen an der Mast. Die Eile des Pastors! Gustav brachte die

zerlegten Kaninchen in die kleine Speisekammer und sog mit geblähten Nüstern den Kuchenduft ein. Lena stand, die Schürze schützend ausgebreitet, vor den gebräunten Fladen. Ihre Brüste strämten den Blusen kattun. „Du Kater sollst nicht an den Kuchen!“

Gustav setzte eine Theorie in die Welt: „Wir haben Stachelbeerwein die Fülle. Laß die Paten davon trinken. Wer viel trinkt, der viel singt. Wer singt, aber kann nicht kauen.“ Lena nahm sein Schlachtmesser und schnitt ihm ein Stück Blaubeerkuchen herunter. Gustavs Kiefer knackten. In der rechten Hand hielt er das Kuchenstück, mit der Linken streichelte er die Frau, und er drückte seinen Blaubeermund gegen ihre pralle Brust. Lena schüttelte sich, da legte Gustav das Kuchenstück beiseite und umschlang sein Weib mit beiden Armen. „Ich hätt fast Lust, dir noch ein Kind zu machen.“

Lena juchzte auf. Die Kinder kamen vom Hof getrappelt. Gustav griff nach seinem Blaubeerkuchen. Er schmatzte wie ein Igel. Den Rest starrten ihm die Kinder aus der Hand.

Sonntag. Tauftag. Die Klaräpfel im Garten färbten sich gelblich. Die Futtersaat grünte auf den Schäläckern. Die Hühner flogen aus dem Schlupfloch, auf Büdners Hof wurde es lebendig. Als der Hahn auf dem Torweg den Tauftag einkrächte, rasselte Lena schon mit den Herdringen, und Gustav verschnitt sich mit der großen Schneiderschere den Schnurrbart. Sorgsam schnipperte er sich die überständigen Haare aus den Naslöchern. In der Schlafstube rekelten sich die Kinder. Auf der Stalltür zwitscherten die Schwalben.

Acht Uhr, und die erste Patenfrau kam. Es war die Frau des Gutsvogtes. Lena sollte ihr die Festbluse weiten. Das Dickweib zog die Bluse aus. Sein Schweißgeruch vermischte sich mit dem Kochdunst. Gustav betrachtete die wabbeligen Oberarme des fremden Weibes. Begehren glomm in ihm auf. Lena sah seinen Gierblick. „Du kannst die Kinder anzieh'n und betun!“

Gehorsam schlurft Gustav in zerlappten Tuchpantoffeln davon. Bei der Tür drehte er sich noch einmal um. Solche Arme aber auch! Er konnte sich nicht satt sehn. Die Vogtsfrau näselte, sie war so dick und traurig. „Was wird er denn schon sehn, wenn ich so sitze: ein bißchen mehr Fleisch als bei Ihnen. Mein Mann hat's nicht unger'n.“ Sie legte die weißen Wabbelarme auf den Küchentisch. „Hättet ihr ein Krümchen zu essen für mich? Ich bin nüchtern von daheim weg.“

Lena kam aus der Speisekammer mit zwei Stückchen Zuckerkuchen. Ihr Gesicht war blaß. Die Vogtsfrau schob ein Kuchenstück bis zur Hälfte in den breiten Mund, „Ist Ihnen nicht gut, Frau Büdner?“

„Das sind so Nachwehn.“ Lena schlüpfte auf den Flur, dort rief sie leise nach dem Mann. Gustav erschien mit einem Bündel Kinderhemden.

„Nur noch ein Rest vom Zuckerkuchen.“ Lena taumelte.

„Was Zuckerkuchen?“

„Weg.“

„Die Katze!“

„Mit einem Messer?“

„Nun denkst du, ich?“

„Gustav!“

„Nie und nimmer.“

Die Kinder schrien durcheinander, eines beschuldigte das andere. Gustav warf das Hemdbündel auf die Dielen: „Kein Wort mehr, wir sind so genug blamiert!“

Die Alten standen in der Speisekammer und betrachteten den gezehnten Kuchen. „Er wird nicht hin und her reichen!“ Sie kamen überein, Elsbeth nach dem kirchlichen Taufakt um Plinsenmehl und Zucker auszuschieken. Den Kindern keinen Kuchenkrümel mehr! Gustav wollte Plinsen für sie backen. Beim Dorfkrämer konnte das Plinsenmehl nicht geholt werden. Die Frau war Patin! Also sollte Elsbeth nach Schleifmühle rennen. Nach der Taufe, mit dem Eingebinde, versteht sich.

Jurij BRĚZAN (1916 – 2006)

Jurij Brězan studierte Volkswirtschaft. Seit 1949 war er freischaffender Schriftsteller in Bautzen. Er gehörte zu den bedeutendsten sorbischen Autoren, schrieb in deutscher und sorbischer Sprache Romane, Erzählungen, Fernsehspiele und Kinderbücher.

Krabat (1976) ist ein Roman über die Suche nach Glück. Krabat, der sagemumwobene sorbische Magier, zieht auf der Suche nach dem Mädchen Smjala durch die Zeiten, begleitet von dem Müller Kuschk mit seiner Zaubertrompete. Von Kindheit an vertraut mit dem sorbischen Mythos, verwandelt sich der Biogenetiker Jan Serbin, der die „Formel des Lebens“ gefunden hat, in Krabat, um die Entdeckung zu testen. Der Versuch soll die Formel verifizieren. Ist sie eine Möglichkeit, Krabats Sehnsucht nach Glücksland zu erfüllen, oder hält Serbin etwas in den Händen, das selbst den Traum von einer glücklichen Welt für alle Zeiten in Frage stellt?

Das Märchen wird zur Realität, Wirkliches zur Sage, die Raum- und Zeitgrenzen aufhebt. Aus Geschichten, Parabeln, Legenden entsteht ein Roman, der auf menschliche und soziale Probleme gleichnishaft verweist.

Krabat (1976)

Genau im Mittelpunkt unseres Kontinents – wie viele hierzulande irrtümlich glauben, also auch der Welt – entspringt die Satkula, ein Bach, der sieben Dörfer durchfließt und dann auf den Fluss trifft, der ihn schluckt. Wie die Atlanten, so kennt auch das Meer den Bach nicht, aber es wäre ein anderes Meer, nähme es nicht auch das Wasser der Satkula auf.

Die sieben Dörfer in der Bachaue sind sauber und gut bewohnbar, doch weder sehr volkreich, wenn auch von besonderer Art der Bevölkerung, noch haben sie es zu irgendwelcher Bedeutung in der Weltgeschichte gebracht, obwohl die Weltgeschichte sie durchaus nicht benachteiligt hat bei der Zuteilung kleiner und großer Kriegszüge, spektakulärer Schlachten, stinkender Pestschleppen, großer Ängste und großer Hoffnungen, auch hat sie sie hin und her gewürfelt zwischen den Herren, von denen ein jeder einen der Hügel links und rechts der Aue zu seinem Galgenberg machte.

Die Kriege, die Schlachten, die Pest sind vergessen, die Herren verwest, die Galgenberge harmlose Hügel ohne Bedeutung, die Weltgeschichte wüsste nichts von den Dörfern an der Satkula, hätte nicht Krabat hier gelebt.

Seine Geburt freilich ist nirgends verzeichnet, und dass er gestorben sein sollte, ist undenkbar. Über sein Dasein gibt es viele Ansichten: ein Held; ein Schelm; ein Bruder Witzig und – Hitzig; ein Philosoph, der nie ein Weib geküsst hat; ein Sänger, dem keine Schürze zu fest gebunden war; einer, der die Welt in den Sternen suchte, und einer, der die Sterne in der

Welt entdeckte; ein Ewigjünger; ein alter, müder Mann, der seinen Tod nicht findet – kurz: so viele Leute, so viele Ansichten. Die meisten Leute äußern nun ihre Ansichten nicht knapp und ohne Umschweife in wenigen wohl durchdachten und klar formulierten Sätzen – wie etwa Philosophen und andere, über alle Abteilungen und Verästelungen, Wege und Irrwege des Lebens Bescheid Wissende es tun würden, sondern sie erzählen weitschweifig – nicht selten recht sonderbare – Geschichten, die sie für wahr halten und auch für wahr gehalten haben wollen, oder sie denken sich Parabeln aus, in denen sie die eine oder die andere Ansicht von Krabat darstellen, wobei die Parabeln oft wie grüne Nüsse sind, die noch am Baum hängen. Trotz allem aber erscheint jede einzelne dieser Geschichten und Parabeln vernünftig und der Wirklichkeit zugehörig. Doch sobald man versucht, sie zu einem Ganzen zu vereinigen, widersprechen sie sich nicht nur untereinander, sondern auch der Wirklichkeit; es ist, als wollte man einen unregelmäßig vieleckigen Körper in einen Schuhkarton gleichen Rauminhalts hineinpressen.

Nun gibt es – und gab es zu allen Zeiten – Leute, die einen Schuhkarton – oder eine Hutschachtel – für einen gleichsam sakrosankten Körper halten und alles, was in einen solchen nicht hineinpasst, für häretisch erklären. Solche Leute bemächtigten sich auch der Berichte über Krabat und schnitten, sägten und hackten sie zurecht, bis sie den Rest mühelos in ihrer Hutschachtel-Realität unterbringen konnten.

Dieser kümmerliche Torso besagt, Krabat sei in den Jahren kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg in einem Dorf namens Jitk aufgewachsen, seine Eltern seien ehrliche, wenn auch arme Leute gewesen. Als junger Bursche dann habe Krabat die Zauberei bei einem Meister seines Fachs erlernt, habe später seinen Lehrherrn in einem Kampf auf Leben und Tod überwunden und sei nun selber ein Zaubermeister geworden, ein lustiger und guter, ein Freund der Armen *und* des Königs, den er vor einem Giftbecher bewahrte und aus der Gewalt des türkischen Sultans befreite. Nach und nach habe er dann immer weniger gezaubert – und sozusagen nur noch in allerdringlichsten Fällen – und habe endlich der Schwarzen Kunst gänzlich entsagt und sei gestorben als ein braver, alter Mann. Zum Zeichen der Erlösung seiner Seele sei eine weiße Taube auf dem First seines Sterbehäuses erschienen.

Das klingt alles richtig und einleuchtend für Leute, die sich lieber ein rundes Märchen vorsetzen lassen, statt sich an der kantigen Wirklichkeit zu reiben, und die ein solches Zaubermeister-Leben Krabats eben nur für einen Ausbruch aus der Norm halten, so dass seine endliche „Erlösung“ im Grunde nichts mit Krabat zu tun hat, sondern nur in Szene gesetzt wird, damit das Außergewöhnliche schließlich doch wieder ins gewöhnliche verkehrt wird: Ein zähflüssiger Grießbrei, mit Zimt und Zuckerguss garniert, ertränkt ein Kügelchen dunklen, unerforschten Plasmas.

Eine solche Kindermärchen-Version mag auch Leute zufrieden stellen, die – um beim Dreißigjährigen Krieg zu bleiben – zum Beispiel nicht wissen, dass Krabat am Tage des Friedensschlusses zu Osnabrück in einer Sandkuhle einen Igel briet und der Bratenduft drei Jungen

aus dem nahen Dorf zu ihm führte. Das Dorf hieß Rosenthal und war das einzige in der Aue, das den Krieg überstanden hatte, ringsum alles Wald und Wüste; aber auch in diesem Dorf lebten nur noch Frauen und Kinder. Krabat teilte sein Mahl mit den hungerbäuchigen Jungen, niemand wurde satt davon, aber auch keiner blieb hungrig, und wen nicht der Hunger eben frisst, der fragt auch anderen Dingen nach als seinem eigenen Bauch. So nahm einer der Jungen neugierig Krabats Wanderstock in die Hände; der Stock war aus Ebenholz mit einem runden schweren Knauf aus Elfenbein; in den Knauf und auch in den Stock selbst waren Adam und Eva, die Schlange der Neugier und der Baum der Erkenntnis geschnitzt. Die Kinder kannten die Geschichte nicht. Krabat erzählte sie ihnen.

„Wenn du Adam gewesen wärest“, fragte der Junge dann, „hättest du den Apfel auch gegessen?“

„Hättest du?“ fragte Krabat zurück.

„Nein“, sagte der Junge. „Wir wären im Paradies, die Soldaten wären nicht gekommen und hätten unsere Väter nicht erstochen.“

In den kümmerlichen Hütten rund um die aus Feldsteinen grob gemauerte Kapelle der Jungfrau Maria vom Walde hatte kein Mann – und kein Greis – den Durchzug der letzten Kriegsrötte überlebt.

„Die Wölfe kommen schon am Tag“, sagte der Junge. „Vor uns haben sie ja keine Angst.“

Krabat nahm seinen Stock, der ihn auf allen Wegen, die Menschenwege sind, begleitet hatte und der manchmal ein Wanderstock war und manchmal eine Keule, gut gegen Wölfe, solche und andere, rammte ihn tief in den Sand und fragte die Kinder, was wohl das Paradies wäre, das Adam und Eva für sie verloren hätten.

Eines sagte: satt zu essen, das andere: keine Soldaten, das dritte: kein Wolf.

Krabat nickte und dachte: das Land Ohnefurcht.

Er schickte die Kinder heim, und als sie gegangen waren, wuchs sich sein Wanderstock aus zu einem Kleiderstock, und daran hing eine härene, braune Mönchskutte.

Am späten Nachmittag zog ein Dominikanermönch in die leere Hütte neben der verwüsteten Kapelle ein, und etwa zur gleichen Zeit erschien aus der entgegengesetzten Richtung ein bärtiger, in vielen Kriegsjahren zerzauster und zerkratzt Soldat im Dorf. Der Soldat war aber noch jung genug, um ein langes Leben vor sich zu haben, wenn dieses Leben kein Soldatenleben wäre, er war lustig und hatte eine glänzende Trompete bei sich.

Der Mönch und der Soldat trafen einander, und der Mönch nannte den Soldaten, als keine anderen Ohren ihn hören konnten, Jakob.

Am nächsten Tag rief der Soldat mit seiner Trompete die Frauen und Kinder zur Kapelle, und der Mönch predigte ihnen über das Wort: „*Man muss den Apfel essen, wenn man muss.*“ Das Wort war weder in der katholischen noch in der lutherischen Bibel zu finden, es sei ein Menschenwort, sagte der Mönch. Und er redete zu ihnen von ihrem Dorf und nicht von Gottes Himmel, und er machte die Frauen mehr fröhlich als fromm. Danach traute er dem Soldaten elf der jüngeren Frauen und der mannbaren Mädchen an, um die übrigen kümmerte er sich selbst.

Johannes BOBROWSKI (1917 – 1965)

Johannes Bobrowski wurde in Tilsit (heute Sovjetsk, Kaliningradská oblast') geboren. Er hat seine Kindheit in Memel (heute Klaipeda, Litauen) verbracht. Er lernte das Orgelspiel, versuchte sich im Komponieren und Malen. Seit 1938 studierte er in Berlin Kunstgeschichte und war während des Krieges Soldat in Russland. Nachdem er 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war, arbeitete er als Lektor in einem Ost-Berliner Verlag. 1954 veröffentlichte er erste Gedichte in Zeitschriften. 1960 nahm er an einer Tagung der Gruppe 47 teil. 1965 erhielt er den Heinrich-Mann-Preis der Ostberliner Akademie der Künste und den internationalen Charles-Villon-Preis in Zürich. Thema seines Prosawerkes wurde das Verhältnis des Menschen im Osten Deutschlands zu seinen östlichen Nachbarn von der Ordenszeit bis in die Gegenwart hinein. Seine Gedichtbände *Sarmatische Zeit*, *Wetterzeichen* und *Im Windgeräusch* zählen zu den besten lyrischen Zeugnissen deutscher Sprache nach dem Zweiten Weltkrieg. Gleichwertig sind seine Romane *Levins Mühle* und *Litauische Claviere*. Er gehörte zu den wichtigsten Autoren der DDR. Sein Werk war aber auch in der BRD und in Österreich bekannt.

Der Roman *Levins Mühle* spielt 1874 in einem westpreußischen Dorf in der Zeit der Germanisierungspolitik. Die Erzählung davon, „wie mein Großvater die Mühle weggeschwemmt hat“, wird von leiser Ironie gefärbt. Der reiche Müller und der arme Ansiedler, die deutschen Bauern und die bunten Außenseiter und Parias: diese Welt beschreibt Bobrowski mit Humor.

Bobrowski erzählt in einem differenzierten Stil, der sich die sprachliche Unbeholfenheit von Zigeunern, Musikanten und Bauern zunutze macht. Lutherdeutsch, polnische Sprachbrocken, Moritaten und Gedichte gehen bruchlos in diese kunstreiche Prosa ein. Der Roman, einem Musikwerk ähnlich, ist in 34 Sätze gegliedert.

Levins Mühle. 34 Sätze über meinen Großvater (1964)

Es ist vielleicht falsch, wenn ich jetzt erzähle, wie mein Großvater die Mühle weggeschwemmt hat, aber vielleicht ist es auch nicht falsch. Auch wenn es auf die Familie zurückfällt. Ob etwas unanständig ist oder anständig, das kommt darauf an, wo man sich befindet – aber wo befinde ich mich? –, und mit dem Erzählen muss man einfach anfangen. Wenn man ganz genau weiß, was man erzählen will und wie viel davon, das ist, denke ich, nicht in Ordnung. Jedenfalls es führt zu nichts. Man muss anfangen, und man weiß natürlich, womit man anfängt, das weiß man schon, und mehr eigentlich nicht, nur der erste Satz, der ist noch zweifelhaft. Also den ersten Satz. Die Drewenz ist ein Nebenfluss in Polen. Das ist der erste Satz. Und da höre ich gleich: Also war dein Großvater ein Pole. Und da sage ich: Nein, er war

es nicht. Da sind, wie man sieht, schon Missverständnisse möglich, und das ist nicht gut für den Anfang. Also einen neuen ersten Satz.

Am Unterlauf der Weichsel, an einem ihrer kleinen Nebenflüsse, gab es in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein überwiegend von Deutschen bewohntes Dorf.

Nun gut, das ist der erste Satz. Nun müsste man aber dazusetzen, dass es ein blühendes Dorf war mit großen Scheunen und festen Ställen und dass mancher Bauernhof dort, ich meine den eigentlichen Hof, den Platz zwischen Wohnhaus und Scheune, Kuhstall, Pferdestall und Keller und Speicher, so groß war, dass in anderen Gegenden ein halbes Dorf darauf hätte stehen können. Und ich müsste sagen, die dicksten Bauern waren Deutsche, die Polen im Dorf waren ärmer, wenn auch gewiss nicht ganz so arm wie in den polnischen Holzdörfern, die um das große Dorf herum lagen. Aber das sage ich nicht. Ich sage statt dessen: Die Deutschen hießen Kaminski, Tomaschewski and Kossakowski und die Polen Lebrecht und Ger-mann. Und so ist es nämlich auch gewesen.

Nun steht noch an, glaubhaft zu machen, dass die Geschichte erzählt werden soll, weil es anständig ist, sie zu erzählen, und Familienrücksichten keine Rolle spielen. Ob es anständig ist, sagte ich vorhin, hängt davon ab, wo ich mich befinde, das muss ich also vorher noch feststellen, und dann muss ich die ganze Geschichte eben erzählen, sonst bekommt man kein Urteil darüber. Feste Urteile hat man schon gern, und vielleicht ist es manch einem egal, woher er sie bekommt, mir ist es jetzt nicht egal, deshalb werde ich die Geschichte auch erzählen. Man soll sich den klaren Blick durch Sachkenntnis nicht trüben lassen, werden die Leute sagen, denen es gleich ist, woher ihre Urteile kommen, und das hat schon etwas für sich, die Kunst zum Beispiel wäre ohne dieses Prinzip nicht so heiter, wie Schiller sich das denkt, aber wir werden doch lieber Sachkenntnis aufwenden und genau sein, das heißt also, uns den klaren Blick trüben.

Immer trübe, immer trübe, ur man ja kein' Sonnenschein, hätte Prediger Feller gesungen, der Glaubensheld, doch das führt jetzt zu weit. Wir fischen hier im Trüben diesmal, wir fangen etwas, ohne vorgreifen zu wollen, etwas, was uns ganz wunderbar leicht eingeht, es sind ein paar Figuren dabei, von denen wenigstens eine ganz so schön aussieht wie wir, aber sicher noch ein paar mehr.

Ich sitze – das ist die Beantwortung der Frage: Wo befinde ich mich? – einige hundert Kilometer Luftlinie westlich von jenem Weichseldorf. Ich weiß nicht, ob es das Dorf noch gibt; es ist unerheblich. Die Leute von damals gibt es nicht mehr, nur uns, Enkel und Urenkel. Und es könnte ja sein, dass es völlig nutzlos wäre, die ganze Sache jetzt zu erzählen, genauso nutzlos, wie wenn ich sie damals meinem Großvater aufgetischt hätte – später, als er in Briesen saß und noch immer genug hatte, als alter Mann, dasaß in drei Zimmern und Küche, mit seiner Frau allein, mit den Kindern entzweit, die auch alle genug hatten für sich und ihrer-seits die Entzweiung mit den Enkeln betrieben. Mit Erfolg, wie ich weiß. Und hier, wo die Einleitung zu Ende ist, abgeschlossen mit der Andeutung einer Besorgnis, von der ich hoffe,

dass sie grundlos ist, fängt die Handlung an. Gewissermaßen der zweite Satz. Rechts Glaubensstimme, links Evangeliumssänger, zwei schwarze Bücher, in schwarzem Kaliko, gut erhalten, einen knappen Meter über dem Sandweg. Man kann das gut erkennen, obwohl die schönen Bücher hin und her geschwenkt werden von dem lächerlich langen Mann, der sie an den lächerlich langen Armen trägt. Ein schwarzer Mann mit kleinem. Kopf, auf dem ein schwarzer Hut sitzt. Aber was wäre der Kopf ohne den schwarzen, lang herabhängenden, in zwei blanke, steife Schnüre auslaufenden Schnauzbart, dieser kleine, schmale Kopf mit den Kalmückenaugen, dieses blasse Gesicht wie saure Milch. Prediger Feiler kommt über den Fußweg von der Chaussee, wo sonst die Schafe entlangkommen, abends, wenn die Schwalben zum letzten Mal in den Wind schießen, und jetzt ist es Vormittag, später Vormittag, wo die Schwalben noch einmal kurz unterwegs sind, ehe es heiß wird.

Christa WOLF (1929 – 2011)

Christa Wolf wurde als Tochter eines Kaufmanns in Landsberg an der Warthe (heute Gorzów Wielkopolski) geboren. Ihre Familie ließ sich nach dem Krieg zuerst in Mecklenburg nieder. Sie studierte Germanistik in Jena und Leipzig.

Christa Wolf zählte zu den bedeutendsten Schriftstellerinnen der DDR und sie war auch in der Zeit nach der Wende literarisch weiterhin aktiv. Ihr umfangreiches erzählerisches und essayistisches Werk wurde in viele Sprachen übersetzt. In ihrem Schaffen gestaltete sie die Problematik des geteilten Deutschland und die negativen Folgen für das Leben der einfachen Menschen (*Der geteilte Himmel*), aber auch die Fragen der Auseinandersetzung mit der national-sozialistischen Vergangenheit (*Kindheitsmuster*). Bedeutend sind ihre Texte, in denen sie an mythologische Themen der Antike anknüpft und Fragen des Überlebens der Menschheit (in der Erzählung *Kassandra*) gestaltet.

Mit dem Aufruf *Für unser Land* drückte sie Ende November 1989 ihre Skepsis gegenüber der Wiedervereinigung beider deutscher Staaten aus. Die 1990 erfolgte Veröffentlichung ihrer bereits 1979 entstandenen Erzählung *Was bleibt* löste den sog. deutsch-deutschen Literaturstreit aus.

Die autobiographische Skizze *Blickwechsel* belegt das poetische Prinzip der Autorin, „zu erzählen, das heißt: wahrheitsgetreu zu erfinden auf Grund eigener Erfahrung“. Sie gestaltet auch hier das Grunderlebnis, die Herausforderung, „in einem Leben vom Faschismus in den Sozialismus hinüberzuwechseln“.

Blickwechsel (1970)

Über *Befreiung* soll berichtet werden, die Stunde der Befreiung, und ich habe gedacht: Nichts leichter als das. Seit all den Jahren steht diese Stunde scharf gestochen vor meinen Augen, Fix und fertig liegt sie in meinem Gedächtnis, und falls es Gründe gegeben hat, bis heute nicht daran zu rühren, dann sollten fünfundzwanzig Jahre auch diese Gründe getilgt haben oder wenigstens abgeschwächt. Ich brauchte bloß das Kommando zu geben, schon würde der Apparat arbeiten, und wie von selbst würde alles auf dem Papier erscheinen, eine Folge genauer, gut sichtbarer Bilder. Wider Erwarten hakte ich mich an der Frage fest, was meine Großmutter unterwegs für Kleider trug, und von da geriet ich an den Fremdling, der mich eines Tages in sich verwandelt hatte und nun schon wieder ein anderer ist und andere Urteile spricht, und schließlich muss ich mich damit abfinden, dass aus der Bilderkette nichts wird; die Erinnerung ist kein Leporelloalbum, und es hängt nicht allein von einem Datum und zufälligen Bewegungen der alliierten Truppen ab, wann einer befreit wird, sondern doch auch von gewissen schwierigen und lang andauernden Bewegungen in ihm selbst. Und die Zeit, wenn sie Gründe tilgt, bringt doch auch unaufhörlich neue hervor und

macht die Benennung einer bestimmten Stunde eher schwieriger; wovon man befreit wird, will man deutlich sagen, und wenn man gewissenhaft ist, vielleicht auch, wozu. Da fällt einem das Ende einer Kinderangst ein, Kaufmann Rambow, der sicherlich ein braver Mann war, und nun sucht man einen neuen Ansatz, der wieder nichts anderes bringt als Annäherung, und dabei bleibt es dann. Das Ende meiner Angst vor den Tieffliegern. Wie man sich bettet, so liegt man, würde Kalle sagen, wenn er noch am Leben wäre, aber ich nehme an, er ist tot, wie viele der handelnden Personen (der Tod tilgt Gründe, ja).

Tot wie der Vorarbeiter Wilhelm Grund, nachdem die Tiefflieger ihm in den Bauch geschossen hatten. So sah ich mit sechzehn meinen ersten Toten, und ich muss sagen: reichlich spät für jene Jahre. (Den Säugling, den ich in einem steifen Bündel aus einem Lastwagen heraus einer Flüchtlingsfrau reichte, kann ich nicht rechnen, ich sah ihn nicht, ich hörte nur, wie seine Mutter schrie, und lief davon.) Der Zufall hatte ergeben, dass Wilhelm Grund an meiner Stelle dalag, denn nichts als der nackte Zufall hatte meinen Onkel an jenem Morgen bei einem kranken Pferd in der Scheune festgehalten, anstatt dass wir mit Grund's Ochsenwagen gemeinsam wie sonst vor den anderen auf die Landstraße gingen. Hier, musste ich mir sagen, hätten auch wir sein sollen, und nicht dort, wo man sicher war, obwohl man die Schüsse hörte und die fünfzehn Pferde wild wurden. Seitdem fürchte ich Pferde. Mehr noch aber fürchte ich seit jenem Augenblick die Gesichter von Leuten, die sehen mussten, was kein Mensch sehen sollte. Ein solches Gesicht hatte der Landarbeiterjunge Gerhard Grund, als er das Scheunentor aufstieß, ein paar Schritte noch schaffte und dann zusammensackte: Herr Volk, was haben sie mit meinem Vater gemacht!

Er war so alt wie ich. Sein Vater lag am Rande der Straße im Staub neben seinen Ochsen und blickte starr nach oben, wer darauf bestehen wollte, mochte sich sagen: in den Himmel. Ich sah, dass diesen Blick nichts mehr zurückholte, nicht das Geheul seiner Frau, nicht das Gewimmer der drei Kinder. Diesmal vergaß man, uns zu sagen, das sei kein Anblick für uns. Schnell, sagte Herr Volk, hier müssen wir weg. So wie sie diesen Toten an Schultern und Beinen packten, hätten sie auch mich gepackt und zum Waldrand geschleift. Jedem von uns, auch mir, wäre wie ihm die Zeltplane vom gutsherrlichen Futterboden zum Sarg geworden. Ohne Gebet und ohne Gesang wie der Landarbeiter Wilhelm Grund wäre auch ich in die Grube gefahren. Geheul hätten sie auch mir nachgeschickt, und dann wären sie weiter gezogen, wie wir, weil wir nicht bleiben konnten. Lange Zeit hätten sie keine Lust zum Reden gehabt, wie auch wir schwiegen, und dann hätten sie sich fragen müssen, was sie tun könnten, um selbst am Leben zu bleiben, und, genau wie wir jetzt, hätten sie große Birkenzweige abgerissen und unsere Wagen damit besteckt, als würden die fremden Piloten sich durch das wandelnde Birkenwäldchen täuschen lassen. Alles, alles wäre wie jetzt, nur ich wäre nicht mehr dabei. Und der Unterschied, der mir alles war, bedeutete den meisten anderen hier so gut wie nichts. Schon saß Gerhard Grund auf dem Platz seines Vaters und trieb mit dessen Peitsche die Ochsen an, und Herr Volk nickte ihm zu: Braver Junge. Dein Vater ist wie ein Soldat gefallen.

Dies glaubte ich eigentlich nicht. So war der Soldatentod in den Lesebüchern und Zeitungen nicht beschrieben, und der Instanz, mit der ich ständigen Kontakt hielt und die ich – wenn auch unter Skrupeln und Vorbehalten – mit dem Namen Gottes belegte, teilte ich mit, dass ein „Mann und Vater von vier Kindern nach meiner Überzeugung nicht auf diese Weise zu verenden habe. Es ist eben Krieg, sagte Herr Volk, und gewiss, das war es und musste es sein, aber ich konnte mich darauf berufen, dass hier eine Abweichung vom Ideal des Todes für Führer und Reich vorlag, und ich fragte nicht, wen meine Mutter meinte, als sie Frau Grund umarmte und laut sagte: Die Verfluchten. Diese verfluchten Verbrecher.

Ulrich PLENZDORF (1934 – 2007)

Nach der Schulausbildung und einigen Semestern Philosophiestudium arbeitete Plenzdorf Mitte der fünfziger Jahre als Bühnenarbeiter und studierte wenig später an der Filmhochschule in Babelsberg. Er schrieb ab 1964 zahlreiche literarische Szenarien, die zum Teil verfilmt wurden (z. B. *Karla*, 1964). Mit seinem an Goethes Roman *Die Leiden des jungen Werthers* anknüpfenden, zum Teil im Jargon geschriebenen Theaterstück *Die neuen Leiden des jungen W.* (auch als Erzählung), bewirkte Plenzdorf eine breite Diskussion über Lebensgefühl und Selbstverwirklichung von Jugendlichen in der DDR. Ein besonders erfolgreiches Drehbuch lieferte Plenzdorf für den Film *Die Legende von Paul und Paula* (1974, auch als Erzählung), der in dem Roman *Legende vom Glück ohne Ende* (1979) eine Fortsetzung erfuhr.

Zum Inhalt: Frustriert von ihrer Ehe, kämpft sich Paula allein mit ihren beiden Kindern durchs Leben. Als sie den verheirateten Paul kennen lernt, will sie sich den Traum vom Glück nicht mehr nehmen lassen und ist bereit, alle Konventionen über Bord zu werfen. Paul muss erst über seinen Schatten springen, bevor er ihre stürmische Liebe erwidern kann. Als Paula bei der Geburt ihres gemeinsamen Kindes stirbt, bleibt er allein zurück.

Der Autor hat 1979 eine Fortsetzung der Legende mit Laura und Paul geschrieben. Laura nimmt sich des verlassenen Paul und der Kinder an, und es geht aufwärts, bis Paul bei einem tragischen Unfall ums Leben kommt.

Plenzdorf war einer der profiliertesten und trotz seiner gesellschaftskritischen Anklänge meistgespielten Dramatiker in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik, der auch in der Bundesrepublik große Aufmerksamkeit erregte, weil er das Lebensgefühl einer politikverdrossenen und zukunftskeptischen Generation ansprach.

Die Legende von Paul und Paula (1974)

Paul ist an dem bewussten Tag gleich nach dem Dienst in einen Blumenladen gegangen und hat einen großen Strauß für seine Frau gekauft. Er war fest entschlossen, Paula wirklich nicht mehr anzufassen. Aber alles zog ihn zu Paula und nach Hause nichts. Und als er in die Singer gekommen ist, hat er seinen Hut abgenommen, hat den Strauß auf den Rücken gehalten und sich in die Garage geschlichen. Er zog sich seinen Kittel über und fing an, am Auto zu schrauben. Eine Entscheidung war das auch nicht. Paul wusste es. Nach seinen eigenen Worten war er nie ein großer Entscheider. „Wie auch. Ich hatte mich nie zu entscheiden brauchen. Alles war immer schon vorentschieden, nehmen wir mein Studium. Alle nahmen an, ich war wild auf meine Fachrichtung. Keine Spur davon. Ich studierte, was mein Kumpel studierte. In der Schule war es angezeigt, überall gute Leistungen zu haben, möglichst sehr gute, weil an den Leistungen dein Grad an gesellschaftlichem Bewußtsein gemessen wird

und an deinem Bewusstsein alles andere. Also hatte ich überall sehr gute Leistungen, war allseitig gebildet und hätte alles studieren können, hätte aber auch alles sein lassen können. Logisch, dass ich das machte, was mein Kumpel machte, das war mein einziger Antrieb. Aber abgesehen davon, kann man sich oft genug entscheiden, wie man will, es läuft zuletzt doch anders und durchs Auf-die-lange-Bank-Schieben erledigen sich manche Entscheidungen von selbst, und nicht mal immer zum Schlechten. Gelegentlich sollte man aber eine Entscheidung fällen, etwa in einem Drittel der Fälle, aber das will gewusst und gelernt sein.“

Damals war Paul noch nicht soweit. Demgemäß saß er in der Garage und wartete auf jemand, der für ihn entschied, ob Paula oder nicht Paula. Paula saß zu der Zeit bei sich und wartete, dass Paul kommt. Sie wartete bis es dunkel war, und ihr ist immer kälter geworden. Als es völlig dunkel war, hat es Paula nicht mehr ausgehalten. Sie hat ihr Herz in die Hand genommen und ist auf die Straße gelaufen und geradenwegs in Pauls Garage. Paula: „Wohin hätte ich sonst gehen sollen? Wo seine Dienststelle war, wusste ich damals noch nicht, irgendeine Stammkneipe hatte er nicht. Und in seiner Garage war er dann ja auch. In seinem komischen Auto hat er gegessen.“ Paula war gegen das Auto eingestellt. Ihr sechster Sinn sagte ihr, dass es mit Paul und dem Auto noch einmal schlimm enden würde. Paul ahnte, dass es nun mit seiner Reue und seinem Vorsatz nichts werden würde. Er hat sich nicht gerührt und nichts gesagt. Aber Paula war erlöst. Sie lehnte sich an Paul, weinte und erklärte ihm gleichzeitig, dass er sich keinen Kopf machen sollte. „Wenn ich heule, ist immer alles in Ordnung. Ich hab’ bloß gedacht, es ist schon alles aus zwischen uns!“ Paul ist still geblieben. Und Paula redete weiter über Pauls Frau und ihre Schönheit. Paula: „So schön werd’ ich doch nie.“ Dann hat sie Paul gefragt, warum er trotz einer so schönen Frau letzte Nacht so ausgehungert gewesen ist, als wenn er jahrelang keine Frau mehr gehabt hätte. Da fing Paul endlich an zu reden. Er hat ihr alles erzählt von seiner Frau und sich und ihren Eltern und von ihrer Dummheit und dass sie sich sofort scheiden lassen würde, wenn sie von Paula erfährt, und dass er, Paul, sich bei seiner Funktion und seiner Laufbahn keine Scheidung leisten kann. Er versuchte Paula zu erklären, dass sie in seiner Dienststelle aus allen Wolken fallen, wenn sie erfahren, dass er seine Frau nicht erzogen hat, „dass also das Bild der vorbildlichen, zurückhaltenden, anpassungsfähigen, charmanten Gattin in keiner Weise stimmt, dass alles nur Dressur war, dass da also etwas war, das sie nicht gewusst haben“. – Paul. Und: „Bei einer Dienststelle wie dieser darf man keine Geheimnisse haben, nicht das kleinste, weil daraus erhebliche politische Verwicklungen entstehen könnten, vor allem, wenn man im Ausland ist, und dahin soll ich später.“

Paula hat zu alledem nichts gesagt, sondern nur mit dem Kopf genickt, als wenn ihr alles klar wäre. Paula: „In Wahrheit verstand ich kein Wort. Genickt hab’ ich, weil ich keine Diskussion wollte. Ich wollte was ganz anderes.“ Sie wollte mit ihm in ihre Wohnung. Paul und Paula haben später noch oft über das Thema gesprochen, dass ein Mensch von Dienst wegen kein Geheimnis haben darf, auch nicht das kleinste, und aus Paulas Kopfnicken ist im Laufe

der Zeit ein Kopfschütteln geworden. Sie hat gesagt: „Acht Stunden am Tag bin ich Flaschenabnehmerin, aber dann fängt mein Privatleben an, und damit hat niemand was zu schaffen, wenn ich es nicht will. Andernfalls wär' sofort der Fünfzehnte der Erste bei mir.“ Paul konnte ihr lange Referate halten über das internationale Parkett und dass es sehr glatt ist und einer ganz schnell ausrutscht, wenn er sich nicht korrekt verhält, „auch und gerade in seinem Privatleben“. Wenn da nicht alles „glasklar ist und den Normen entspricht“.

Paul: „Und das Schönste war, ich hab' daran geglaubt. Ich war davon überzeugt. Ich wollte es nicht anders. Ich wollte ein Leben führen, das ganz und gar den Normen entspricht, das in jeder Hinsicht normal sein sollte, klar und sauber, wie vielleicht eine leere, leergefegte Stube, von jedermann auf den ersten Blick zu übersehen.“ Das war Pauls „Ich-Ideal“. Seine Frau in ihrer Dummheit war der einzige Fleck darauf, und deshalb dressierte er sie.

Paula war nicht zu dressieren, das wusste Paul, und deshalb seine Angst vor ihr, und deshalb hat er sie an dem Abend in der Garage plötzlich an die Hand genommen und ist aufgesprungen und hat Paula mitgezogen, hinten über den Hof zur Rüdersdorfer. Paula ist auch ohne weiteres mitgegangen, weil sie annahm, jetzt geht es zu ihr in die Wohnung. Ging es aber nicht. Paul ist mit ihr schnurstracks die Frucht hoch, über die Allee, die Frieden lang bis in den Friedrichshain. Paula wusste immer noch nicht, was gespielt wurde. Es war gute Musik. Je weiter sie in den Hain gekommen sind, desto deutlicher war es zu hören. Direkt auf dem Bunkerberg, von wo man ganz Berlin sehen kann, alle Kirchen, alle Türme, Funkturm, Gaswerk, Fernsehturm und den Stern am Zoo und Müggelturm, war an dem Abend ein Orchester, das spielte gute Musik, Beethoven. Paula war sehr enttäuscht. Sie hat protestiert. „Ich schlaf dabei ein, unfehlbar!“ Gute Musik, das war nichts für Paula. Keine zehn Pferde hätten Paula da sonst hingebacht, nur Paul. Paul hatte sie an der Hand und ließ sie nicht mehr los. Er wusste plötzlich, wie alle Probleme zu lösen waren, Paul: „In meinem Kopf war schon ein ganzer Bildungs- und Erziehungsplan für Paula fertig. Angefangen mit guter Musik wär' es weiter gegangen mit Museen, Oper, Volkshochschule, Russisch, Manifest, Große Initiative, Gothaer Programm, Potsdamer Konferenz, Ursprung der Familie, Politische Ökonomie, Historischer Materialismus, Deutscher Bauernkrieg, Zwanzigster Parteitag, Neunter Parteitag, Konferenz der kommunistischen und Arbeiterparteien. Ich hätte aus Paula im Laufe der Zeit eine richtige, anständige, gebildete Konformistin gemacht, wäre immer mit ihr in Kontakt gewesen, und Paulas Erziehung wäre sogar noch eine gute Tat gewesen.“

Vierundzwanzig Stunden glaubte Paul an diesen Plan. Dann wusste er, dass er die Rechnung ohne Paula gemacht hatte. Paul und Paula sind nie in irgendeinem Museum oder in der Oper gewesen. Sie sind nur einmal auf dem Schiffsfriedhof im Rummelsburger See gewesen, wo die alten Spreekähne liegen und vor sich hinfaulen, wenn sie aus Holz sind, oder darauf warten, dass sie nach Hamburg geschleppt werden, wenn sie aus Eisen sind, zum Schrottpreis. Da hat Paula Paul die „Paula“ gezeigt, auf der sie geboren war. Sie lag längst auf Grund, dicht bei dicht mit vielen anderen Kähnen. Der Laderaum war voll Wasser, aber die Kajüte war noch ganz in Ordnung, noch mit Ofen und Stühlen.

Christoph HEIN (1944)

Christoph Hein arbeitete nach dem Abitur in verschiedenen Berufen und studierte in Leipzig und Berlin Philosophie. Danach wurde er Dramaturg. Er war ein vieldiskutierter Autor, der als das „ungehorsame Kind“ der DDR-Literatur betrachtet wurde. In seinen Romanen, Stücken und Kinderbüchern gestaltete er aktuelle Probleme des sozialen Lebens, die Entfremdung zwischen Staatsführung und Volk, zwischen denen, die versuchten, ihr eigenes Gesicht zu wahren und Konformisten und Konjunkturalisten aller Art. Der Konflikt des Einzelnen mit dem Machtapparat gehörte zu spezifischen Motiven der DDR-Literatur.

Der Durchbruch als Erzähler gelang Hein (im Osten wie im Westen) mit der Novelle *Der fremde Freund*, die in der BRD unter dem Titel *Drachenblut* erschien und am scheinbar privaten Leiden der Ich-Erzählerin Entfremdungserscheinungen der modernen Gesellschaft, Kälte und Anonymität sichtbar macht.

Verdrängung, Schuld und Scheitern sind auch die Themen des Romans *Horns Ende*, der den Autor als einen eindringlichen Chronisten der DDR-Ära erweist. Die Handlung spielt im heißen Sommer Mitte der fünfziger Jahre, in der Zeit des Stalinismus. Wie jedes Jahr kampieren Zigeuner mit ihren bunten Wagen auf der Wiese. Ende des Sommers wird Horn, der in das Provinzstädtchen versetzt worden ist, im Wald tot aufgefunden. Einen Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen gibt es nicht, doch sie bleiben in der Erinnerung der Bewohner unauflösbar miteinander verbunden. Das Bild der Zigeuner dient als Symbol des freien, durch nichts eingegengten Lebens in einer Welt, die durch sinnlose Gebote und Verbote ideologischen Charakters gebunden ist.

Die widersprüchlichen Jahre nach der Wiedervereinigung bilden den Hintergrund des Romans *Willenbrock*. Bis zu den Anfängen der DDR reicht der Zeitroman *Landnahme*, in dem fünf fiktive Erzähler das Leben des Helden darstellen.

Horns Ende (1985)

In jenem Jahr waren die Zigeuner spät gekommen. Ostern war vergangen und der April, und alle hofften schon, sie hätten sich eine andere Stadt ausgesucht. Aber Ende Mai, an einem Donnerstag, standen ihre Wohnwagen wieder auf der Bleicherwiese, mitten in der Stadt. Und auf der Leine, die zwischen den Linden gezogen war, flatterten die langen, schmuddligen Wäschestücke der Zigeuner. Am Nachmittag erschien der Bürgermeister bei ihnen. Er kam mit Bachofen, seinem Stellvertreter, und einer Sekretärin. Um diese Zeit standen bereits die Schulkinder bei den Zigeunern. Zwei Stunden früher, und der Bürgermeister hätte seinen lächerlichen Auftritt in aller Stille hinter sich bringen können. Aber er war so verblödet, dass ihn diese armseligen Zigeunerweiber vor den Augen der Kinder wie ein nasses Handtuch auswringen und vom Platz schicken konnten. Ich hätte erwartet, dass der alte

Zigeuner ihn mit der Hundepeitsche davonjagt. Jedenfalls hätte ich das an seiner Stelle getan. Aber der Alte ließ sich offenbar nicht einmal blicken. Er überließ die Stadtvertretung seinen Weibern, und nicht mit der Nasenspitze kümmerte er sich um den Dreck und Lärm vor seinem Wagen. Instinktiv tat er damit das Richtige. Schließlich suchte man einen Vorwand, um ihn und die ganze Gesellschaft aus der Stadt zu treiben. So blieb es bei etwas Geschrei, dem Lachen der Schulkinder und dem roten, verschwitzten Kalbskopf unseres Bürgermeisters. Ich hatte ihm ein Jahr zuvor eine Apoplexie vorausgesagt. Er war danach nie mehr in meine Sprechstunde gekommen. Vermutlich ging er zu Ditzen in die Siedlung. Oder er hatte einen Arzt in Wildenberg, den er aufsuchte, wenn er beim Kreis erscheinen musste. Doch damals hoffte ich, wenn es soweit ist, wenn er sabbernd auf dem Kopfkissen liegt, werden sie mich holen lassen. Ich hoffte, seine Augen werden dann ruhelos mich um Vergebung und Hilfe bitten, und ich werde so glücklich sein, ihm nicht mehr helfen zu können. Ich würde alles tun, was in meiner Macht steht, ihm das Leben zu erhalten. Unermüdlich wollte ich besorgt sein, dass das dürftige Flammchen seines hilflosen Dahinvegetierens nicht zu früh erlischt und seine endgültigen Leiden vor der Zeit enden. Und ich hätte das vor meinem Gott zu verantworten gewusst, wie ich es dem Priester gebeichtet hätte, der keine Möglichkeit haben sollte, meiner sich endlich befriedigenden Verbitterung die Absolution zu verweigern. Und dabei wusste ich, dass ich keine Zufriedenheit spüren würde und die Kränkungen mich weiter anfüllen, bis sie mich, am Tage meines Todes, oder früher oder später zerreißen. Denn nicht dieses aufgeblähte, erbärmliche Kalbsgesicht Kruschkatz drückt mir die Seele zu einem Häufchen Hundescheiße zusammen. Es ist diese Stadt, an der ich sterbe. Ich habe sie verabscheut, seit ich hier lebe, seit ich auf der Welt bin. Und ich hasse sie, seitdem mein Vater mir hier eine Praxis kaufte und mir sagte, dass er mich nur für diese Stadt hat ausbilden lassen. Dass er all das viele Geld nur darum für mich ausgab, damit ich dieser Stadt vergelte, was er zeit seines Lebens an ihr gesündigt hat.

Wenn ich heute noch immer hier wohne, obgleich mein Vater lange tot ist und ich die Widerlichkeiten und das klebrige Elend der Armut weit hinter mir gelassen habe und auf und davon gehen könnte, wohin immer ich wollte, so bleibe ich nun einer anderen Vergeltung wegen. Den Auftrag, den mir mein Vater erteilt hat, werde ich ausführen. Ich werde ihn zu Ende bringen, um meiner selbst willen. Um der Demütigungen willen, die mir mein Vater bereitet hat, er soll nicht in Frieden ruhen, und um der Kränkungen willen, die ich von dieser Stadt erfuhr, der Freitische und Mildtätigkeiten, die ich genötigt war, dankend anzunehmen. Damals. Und wenn ich auch dieses verzeihen und vergeben könnte, ich kann es nicht vergessen. Ich kann die Feigheit nicht vergessen, mit der diese Stadt fortwährend neues Unrecht geschehen lässt. Der Tod eines Mannes wie Horn sollte ausreichen, um diese Stadt wie ein biblisches Gomorrha auszutilgen. Von den Zigeunern hörte ich durch meine Tochter. Nach dem Mittagschlaf war ich in die Bibliothek gegangen. Seit ein paar Jahren sitze ich an jedem Nachmittag zwei Stunden in meiner Bibliothek und blättere in den angesammelten Büchern. Ich lese sie nicht mehr, dafür fehlt mir die Geduld. Ich bin es überdrüssig, erfunde-

nen Figuren nachzugehen und den Gesprächen des Papiers zuzuhören, diesen angestregten, künstlichen Gebärden vorgeblichen Lebens. Ich gehe in die Bibliothek, um allein zu sein. Um dem ziellosen Fluss meiner Gedanken zu folgen, um Zigaretten zu rauchen und den menschlichen Stimmen zu entgehen. Dem Redeschwall meiner bigotten Frau und dem gezierten Gefasel meiner Tochter, die eine ebenso große Heuchlerin zu werden verspricht; dem geduckten Stimmchen von Christine und den bittenden und unverschämten Forderungen der Patienten. Nur hier, in der Einsamkeit meiner Bibliothek, bleibe ich von diesen Belästigungen verschont und kann meinen planlos umherschweifenden Gedanken lauschen. Ich habe mir diese Bibliotheksstunden vor vier Jahren angewöhnt und werde sie bis zu meinem Lebensende beibehalten. Und falls ich, wie ich es für mich bestimmt habe, an einem freundlichen und unauffälligen Herzversagen sterben werde, oder mich doch mein Überdruß zuvor schwachsinnig macht, ich wünschte, dass diese Veränderungen in meiner Bibliothek erfolgten, in den Stunden nach dem Mittagschlaf, bevor Christine zum Tee ruft und ich mich meiner Frau und der Tochter ausliefern muss. Ich wünschte, was immer mir zustoßen wird, es träfe mich in der Abgeschlossenheit dieses Zimmers an. Damals ging ich schweigend an den Teetisch. Wir sahen Christine zu, die uns Tee eingoss und Kuchen anbot. Erst als sie sich setzte, erzählte meine Frau, dass die Zigeuner angekommen seien. Johanna, meine Tochter, war bei der Bleicherwiese gewesen und plapperte darüber, was sie mit ihren Schulfreundinnen dort gesehen hatte.

LITERATUR IN ÖSTERREICH

Heimito von DODERER (1896 – 1966)

Heimito von Doderer studierte Geschichtswissenschaft, widmete sich nach der Promotion 1925 jedoch ganz der Literatur. Mit dem Erscheinen seiner beiden großen Romane *Die Strudlhofstiege* 1951 und *Die Dämonen* 1956 erlangte er weltweite Anerkennung als einer der großen österreichischen Erzähler des 20. Jahrhunderts.

Im Roman *Die Strudlhofstiege* gestaltet er den Zerfall der Monarchie und die komplizierte Konstituierung des neuen österreichischen Staates. Souveräne Beherrschung der Sprache und Schilderung der vielschichtigen Wiener Gesellschaft in den Jahren 1910/11 und 1923/25 macht aus diesem Roman eines der zentralen Werke der österreichischen Literatur nach 1945.

Der Amtsrat und frühere Major Melzer rettet seiner Geliebten von einst nach einem Straßenbahnunfall das Leben und macht einen entscheidenden Schritt hin zur Abrechnung mit der Vergangenheit. Die bekannte Stiege (eine der heimlichen Sehenswürdigkeiten von Wien) spielt dabei eine symbolische Rolle, indem sie nicht nur zwei Stadtteile, sondern auch die Gegenwart mit der k. k. Monarchie und verschiedene Menschenschicksale verbindet.

Die Strudlhofstiege (1951)

Nun, Eulenfeld hatte aber zu Wien anfangs wirklich Zeitungen verkauft durch Wochen; ansonst in einem kleinen Hotel schäbigsten Ranges auf der Mariahilf einen versperrten Kasten mit seiner immer noch sehr guten Garderobe hütend. So konnte er ohne weiteres das Grand-Hotel betreten, als ihm die Fremdenliste im „Neuen Wiener Journal“ gesagt hatte, dass ein deutscher Grandseigneur und einstmaliger engster Kumpan dort abgestiegen sei. Dieser Herr brachte den Rittmeister einmal gleich als Leiter jener früher erwähnten Fahrschule unter Dach und Fach, deren Inhaber ein Automobilhändler war, welcher dem Grafen X. ein Geschäft nicht nur bereits verdankte, sondern schon wieder auf ein neues von dieser Seite hoffte... Nun wurden keine Zeitungen mehr verkauft, sondern bald Ringe, Uhren und Zigaretten-Etuis aus dem Versatzamte ausgelöst. Derweil aber hatte Eulenfelds Gönner schon mit der Wakefield-Company die Verbindung aufgenommen, er war ohnehin eben im Begriffe gewesen, nach England zu reisen. Natürlich muss man Glück haben. Das sagt jeder, dem das Glück etwas Natürliches ist. Und bei Eulenfeld schien das so zu sein. (...)

Der Rittmeister fuhr viel zu schnell, warf den Wagen um die Straßenecken, kannte natürlich hier schon wieder jede Gasse. So wie es Melzer erging, geht es nun einmal jedem Menschen,

welcher sich in der Richtung seiner geringsten Befähigung, also des größten Widerstandes, augenblicklich bewegen muss... das gibt ein Lebensgefühl, welches an einen kleinen Spielzeug-Eisenbahnwagen erinnert, den ein Kind versehentlich auf Schienchen einer anderen Spurweite gestellt hat... Der Major saß neben Frau Schlinger, als wär' er da angebunden. Ein Gefangener. Und im Krieg hatte er Jahr und Tag eine Kompanie geführt in kaum zu zählenden Gefechten: das fiel ihm plötzlich ein, und zugleich, meinte er zu erkennen, dass dies ganz anderswohin gehörte. Aber wie? Es war quälend. Quälend auch, dass sich über alledem der knallblaue hellhörige Himmel eines noch sehr warmen Septembertages entrollt hatte, eine Lichtüberschwemmung, die alles in sich hineinriss, den roten Wagen, die bewegten Straßen, die schöne Frau.

Die Fahrt dauerte nicht lang. Frau Schlinger wollte sich nur heimbringen lassen. Vor einem Haustor im VII. Bezirk, ‚Am Neubau‘, hielt man. Das Tor war hoch und schmal, rechts davon befand sich ein Geschäft für Schreibmaschinen und Büro-Artikel, durch den Flur konnte man rückwärts im Hof das Grün einer Baumkrone sehen. Über dem Geschäft war eine Tafel mit dem Namen ‚Lasker‘. Natürlich hat Melzer im Augenblick an den Bataillonskommandanten zu Banjaluka gedacht, den späteren Oberst, der im Krieg geblieben war. In diesem Augenblicke nun kam er sich wie abgekoppelt vor, stehen geblieben, einsam wie ein Waggon auf einem Stockgeleis in der Sonne. Nun saß er allein rückwärts im Wagen, vermisste seine Nachbarin, die er jetzt nicht mehr von der Seite betrachten konnte, ja, er vermisste sie so sehr, dass ihm die knallrote Farbe der leeren Lederpolsterung grausam und beleidigend erschien, er wandte die Augen davon ab: und doch fühlte sich Melzer etwas erleichtert, weil Frau Schlinger nun verschwunden war. Sein Zustand neben ihr hatte eine entfernte Ähnlichkeit gehabt mit dem eines unvorbereiteten Schülers in einem jener Träume, die man sein Leben lang dann und wann haben kann und deren Inhalt die Maturitäts-Prüfung ist. Melzer stieg in der Porzellangasse aus, vor dem Hause, wo er wohnte, und dies war dem Rittmeister ohnehin am Wege gelegen, weil er stracks mit der Seinigen nach Kritzendorf zu fahren gedachte. Als sie hielten und der Major herausgeklettert und nochmals an den Wagen getreten war, um sich zu verabschieden, musste Eulenfeld, der nicht zu den Unsensiblen gehörte, der Gesichtsausdruck seines Passagiers auffallen. „Na, mein Lieber – scheinst mir nicht eben in rosiger Stimmung zu sein?“ sagte er halblaut und hielt Melzers Hand für ein paar Augenblicke fest. Die junge Dame, welche neben dem Rittmeister saß, unterzog eben das Haus, vor dem sie hielten, einer Musterung von unten nach oben mit leerem Blicke. „Ich bin ein bißl müd“, antwortete der Major, „werd' mich ein Stünderl am Diwan legen. Servus.“ „Gut so. Auf Wiedersehen“, sagte der Rittmeister, trat die Kupplung, Melzer verbeugte sich nochmals leicht vor der Dame und der Wagen rollte, sogleich wieder höchste Geschwindigkeit gewinnend, die lang gestreckte Porzellangasse entlang und in der Richtung gegen den böhmischen Bahnhof davon. Melzer blieb zunächst noch vor dem Hause stehen und spürte, wie die dünne rasch übergezogene Maske eines verbindlichen Lächelns jetzt von seinen Zügen wieder abfiel. Es gibt gewisse Hautcremes, welche eine rasch erstarrende Schutzschicht nach dem Rasieren über das Antlitz legen; man spürt dann ihren leichten Widerstand bei den

ersten Bewegungen des Mienenspieles, bis dieses feine Risse hineingebracht und die Schichte sich neuerlich angepasst hat. Zunächst aber eignet einem da sozusagen ein langsames Gesicht. Etwas Ähnliches empfand Melzer während er noch immer vor dem Hause stand und der Wagen schon verschwunden war. Im Ganzen aber brachte ihm jetzt das Alleinsein große Erleichterung. Er stieg endlich die Treppen hinauf. Es war ein ziemlich neues Haus, hell und luftig, die Stiegenfenster im oberen Teile mit bunten Einsätzen, die jetzt in der durchfallenden Sonne leuchteten.

Der Major bereitete zuhause schnell – in alter Übung – türkischen Kaffee in einem getriebenen Kännchen mit langem Stiele. Er benützte ein Service, das er schon in Bosnien besessen hatte. Die lange schmale Mühle, deren Form daher kommt, dass der Araber sie an die Satteltasche geschnallt mit sich führt, die große kupferne Servierplatte mit Ziselierungen, die winzigen Tassen von weißem Porzellan in kupfernen Haltern und die Zuckerdose mit dem aufrechtstehenden Halbmonde über dem Deckel.

Dann tat er Ungewohntes. Er stellte die Servierplatte mit dem fertigen Mokka neben das Bärenfell auf den Boden, stopfte einen Tschibuk und streckte sich der Länge nach auf dem Fell aus.

Der Tschibuk ist die stärkste Art, in welcher man Tabak genießen kann, im Gegensatze zur Nargileh oder türkischen Wasserpfeife, welche als die hygienischeste gelten darf, weil sie dem Tabaksrauch, der hier durchs Wasser gehen muss, wesentlich Gift entzieht. Der Tschibuk hingegen mit seinem breiten und flachen türkischen Thonkopf hat eine sehr große Brandfläche und ist mit dem Munde des Rauchers durch ein starkes etwa halbmeterlanges ganz gerades Weichselrohr verbunden, welches oben mit Bernstein abschließt, jedoch gänzlich ohne Spitze, sodass man es nicht in den Mund stecken, sondern nur außen an die Lippen legen kann. Der Tschibuk muss trocken geraucht werden. Verwenden lassen sich dazu ausschließlich die besten Sorten Zigarettentabak, solche etwa, wie sie von der österreichischen Regie seinerzeit unter den Bezeichnungen ‚Sultan flor‘ oder ‚Pursitschan‘ geboten wurden. Dass Melzer hievon die frischesten Packungen erhalten konnte, versteht sich von selbst, denn er saß ja gewissermaßen an der Quelle.

Gebraucht man den Tschibuk selten und in der beschriebenen Weise, immer in Verbindung mit richtig bereitetem türkischem Kaffee, dann bietet sich in ihm ein fein-narkotisches Mittel zur Beruhigung und Sammlung, die dann allmählich in jenen Zustand übergehen können, in welchem der Türke seinen ‚Kèf‘ hält: das ist kein vollständiger und animalischer Schlaf, sondern ein schwebendes Dahindämmern ohne jede Dumpfheit und sogar sehr geeignet, die schöpferischen Kräfte im Menschen zu entbinden, genauer: das Bewusste und das Unbewusste vorsichtig aneinander heranzuführen, bis zwischen beiden der Funke springt.

Jeannie EBNER (1918 – 2004)

Jeannie Ebner wurde in Australien geboren und ist in Wiener Neustadt aufgewachsen. Zum Schreiben fand sie auf dem Umweg über die Bildhauerei. Sie schrieb gut zwei Dutzend Bücher, darunter *Die Wildnis früher Sommer*, *Der Königstiger*, *Drei Flötentöne*, und verfasste zahlreiche Übersetzungen, z. B. des Bestsellers *Die Möwe Jonathan* von Richard Bach. Hohe Verdienste um die österreichische Literatur erwarb sich Jeannie Ebner auch als Mitherausgeberin und Redakteurin der renommierten Zeitschrift „Literatur und Kritik“. Gemeinsam mit Gerhard Fritsch und Hans Weigel galt sie als Entdeckerin und Förderin junger Autoren in Österreich. In ihrem Schaffen knüpft sie an moderne Strömungen an.

Religiös-metaphysische Bezüge, das Mann-Frau-Verhältnis und autobiographische Zusammenhänge besitzen für ihr Werk besondere Bedeutung. Im Mittelpunkt des Romans *Drei Flötentöne* stehen drei Frauen, drei verschiedene Schicksale. Gertrud, die Schriftstellerin, die wohl die Züge der Autorin selbst trägt. Jana, die extravagante, schöne Frau, ehemalige Tänzerin, die nie gelernt hat, Maß zu halten – in der Liebe nicht und nicht im Hass. Die junge Tschuptschik, ein modernes Mädchen unserer Tage, die an Forderungen, die sie an unsere gedankenlos dahinlebende Wohlstandsgesellschaft stellt, scheitert und den Freitod wählt.

„Ich wollte,“ sagt die Autorin über ihren Roman, „darin das Leben mit allen Aspekten, die zusammen das humane Element in der Schöpfung bedeuten, nämlich: Glaube, Transzendenz, Philosophie, Vernunft, Kunst, Arbeit, mitmenschliche Beziehungen, Liebe, Ehe, Kinder, Zeit, Tod und Ewigkeit, so darstellen, wie es von Frauen erlebt wird.“

Heimito von Doderer charakterisierte ihr Schaffen mit den Worten: „Jeannie Ebner versucht zu träumen, was das wahre Leben ihr nicht mit genügender Deutlichkeit verrät.“

Drei Flötentöne

„Sie gehörte damals einer Gruppe junger Pantomimen an“, sagte ich. „Sie hatten die kurze Erzählung von Poe ‚Das verräterische Herz‘ in Bewegungsabläufe aufgelöst. Jana tanzte das Herz, stumm, wie auch ihr Partner stumm den Mörder darstellte, den sein Gewissen dazu treibt, sich selbst zu verraten, denn das weiter klopfende Herz des Ermordeten existierte nirgends als in seinem Gewissen. Sie blieb immer hinter dem gehetzten Jüngling und pulsierte und strahlte Angst auf ihn ab, und bei jeder ihrer rhythmischen Bewegungen ringelte dieses ungewöhnlich dichte und elastische Haar sich schlangenhaft – ein Bündel vor Gift glänzender Nattern umzüngelte das weißgeschminkte Gesicht. Animalisches Haar. Auf erschreckende Weise lebendig.“

„Ich habe geglaubt, sie trägt eine Perücke“, sagte Tschuptschik und trat wieder vor das Bild.

„Ich hätte diesen Wildwuchs auch nicht für echt gehalten, aber ich konnte mich davon überzeugen, als ich hinter die Bühne ging, um ihr zu sagen, wie sehr sie mich beeindruckt hat.“

In den kleinen, meist ungeheizten Kellertheatern jener Zeit, die nur neunundvierzig Plätze hatten, weil man von fünfzig Sitzplätzen aufwärts Steuern bezahlen musste, bildete sich zwischen dem Publikum und den Mitwirkenden eine verschworene Gemeinschaft, man redete nachher miteinander. Die Distanz, die in größeren Theatern zwischen Künstlern und Publikum herrscht, wurde überdies aufgehoben von gemeinsamen Ansprüchen und unerhörten Hoffnungen, jetzt, genau jetzt sei die ganze Welt zu verändern und in ein Paradies zu verwandeln; eine Zeit schöpferischen Aufschwungs schien angebrochen. Aufbruchsstimmung nach überstandener Katastrophe? Oder einfach, wie in jeder neuen Generation, die wilde, selige, immer utopische Zukunftsgläubigkeit der Jugend.

Nach diesem letzten Tanz, mit Bertram als Partner, trug Jana das Haar nur noch wie heute, fest zusammengerollt auf dem Hinterkopf, als müsse sie es bezwingen und in die adrette Ordnung von Maß und Mittelmäßigkeit zurückdrängen, und um ganz sicher zu sein, dass es sich nie wieder selbständig machte, wand sie ein Tuch als Turban um den Kopf und verknotete es im Nacken.

Jetzt ließ sich Jana auf der Spagatmatte vor dem Kaminstrahler nieder, genau dort, wo auch Tschuptschik sich hingekauert hatte, und sogar in derselben Stellung, im Türkensitz, mit untergeschlagenen Beinen. Das gestärkte Leinenhemd bauschte sich formlos und verlieh ihr das Aussehen einer jener rundbäuchigen Buddhafiguren, wenn man es so sehen wollte... oder auch die Plumpheit einer hockenden Kröte.

Ich liebe Kröten wegen ihrer wunderschönen, gleichsam aus dem Sumpfland verschütteter Seelen hoffnungslos und wissend herausstarrenden, goldfarbenen Augen. Für mich sind sie verwunschene Wesen, und nichts ist schrecklicher, als im Uferunkraut an einem grünen Tümpel ein solches weiches und ungeschütztes Tier versehentlich zu zertreten. Wenn mir Jana in kauender Haltung manchmal als Kröte erscheint, dann als eine, die ursprünglich dazu bestimmt war, eine Prinzessin zu sein und eine goldene Krone zu tragen, passend zu ihrem goldfarbenen Blick – es spielt keine Rolle, dass Jana blaue Augen hat, in ihnen glänzt manchmal das den Chinesen heilige Gold, das durch die Habgier und den Geschäftsgeist in unserer unheiligen westlichen Welt entwürdigte Schöne. Es ist mir unverständlich, warum sich die meisten Erwachsenen vor Kröten ekeln, und ebenso erschiene es mir unverzeihlich, zu glauben, dass ein Erlöser der menschengewordenen Kreatur es unterlassen könnte, sich der Tiere ebenso liebend anzunehmen, und ihnen keine unsterbliche Seele gewährt hätte. Unser Menschenbewusstsein, vorläufig letztes Ergebnis einer außergewöhnlichen Häufung unwahrscheinlichster Zufälle, wie es die Wissenschaft betrachtet, ist für mich keineswegs Geistiges als Eindringling in die Materie, sondern vielmehr ist Geist der Schöpfer und Urheber der Materie. Je mehr wissenschaftliches Detail ich darüber erfahre, desto mehr wird mir

das Universum entmechanisiert, nicht einer Maschine zu vergleichen, sondern einem großartigen Gedanken Gottes.

Ich hatte den schon vorbereiteten Kaffee samt Tassen und Zuckerdose auf den Teppich neben Jana gestellt und ließ mich, meine Tasse in der Hand, auf dem einzigen bequemen Fauteuil nieder.

„Danke“, murmelte Jana und sog in kleinen Schlucken an dem schwarzen Getränk. „Sehr gut. Nur –“

„Willst du einen Faschingskrapfen? Ich habe dir absichtlich nichts angeboten, weil ich dich nicht verführen möchte.“

„Nein, nichts Süßes, danke. Hast du nicht einen Schluck Kognak oder Whisky daheim? Der Föhn heute... mir ist nicht gut.“

Es spielte sich ab wie immer. Dass ich nicht von selbst etwas Alkoholisches anbot, diente mir als Alibi vor meinem eigenen Gewissen, andererseits... es hatte absolut keinen Sinn mehr, da irgend etwas verhindern zu wollen. Also holte ich die Kognakflasche und ein Glas und stellte beides vor sie hin. Die schöne, kräftige Hand griff nach der Flasche, wie ein Ertrinkender nach einem Strohalm greift. Manchmal argwöhne ich, dass sie nur zu mir kommt, wenn sie kein Geld mehr hat, denn bei mir gibt es immer etwas zu trinken, ich habe selbst gern scharfe Getränke, und dass mir die tiefe seelische Demütigung, einer Sucht zu verfallen, erspart bleibt, das ist ganz gewiss nicht mein persönliches Verdienst. Eigentlich liegt eine himmelschreiende Ungerechtigkeit darin, dass der eine ungefährdet genießen darf, was einen anderen, schon von der Erbanlage her zur Süchtigkeit prädestinierten Menschen unrettbar ins Verderben führt. Und dies natürlich nicht nur aus eigenem Verschulden. Ich habe Jana übrigens noch kaum je ein Glas an die Lippen führen gesehen, meistens steht das halbvolle Glas anscheinend unbeachtet neben ihr, doch nach einiger Zeit sieht man, dass die Flasche halbleer ist. Es ist wohl eine unbewusste Tarnung, dass kaum jemand sie im Moment des Trinkens ertappen kann.

Dass ihr das Klima in Wien arg zusetzte und sie unter dem eiskalten, böigen Sturmwind litt, der die Autoabgase nicht aufsteigen lässt, sondern nur hin und her jagt, stimmte übrigens auch. Sie war in keiner guten Verfassung und hatte ihren manischen Tag. Nachdem sie zuerst zehn Minuten lang stumm dagesessen war, verfiel sie in einen leisen, atemlos raschen Redestrom, der kein Ende nehmen wollte.

„Dir geht's gut“, begann sie. „Du bist du. Du bist immer ganz und gar du. Mit deinem Mittelpunkt, der dich in Balance halt. Aber ich... ich bin gar nicht mehr ich, man hat etwas ganz anderes aus mir gemacht. Und dabei habe ich mich meiner so sicher gefühlt. Du verstehst es, aus dem Schaden der anderen klug zu werden. Aber die meisten müssen alles am eigenen Leib lernen.“

„Wenn jeder nur am eigenen Leib lernt, gibt es keine Weiterentwicklung“, sagte ich.

„Gibt es ja auch nicht.“

„Das will ich nicht glauben. Keiner wird viel älter als alle anderen, es könnte da jeder nur genau soviel lernen, wie alle vor ihm auch schon gewusst haben. Allerdings, wenn man die heutige Menschheit so anschaut, scheint es ja wirklich fast so, als kämen wir nicht weiter, ja, sogar, als wären wir trotz intellektueller Fähigkeiten bald am Ende unserer ganzen Weisheit angelangt.“

„Sand“, sagte sie. „Nichts als Sand. Sandkörnchen, eins wie das andere, die der Wind übereinander weht, ohne dass die Dünen jemals viel höher würden, und es ist ganz egal, welche zuunterst zu liegen kommen und welche zufällig gerade obenauf sind, denn es weht immer der gleiche Wind, und der schaufelt sie nur um. Bald sind die Untersten wieder obenauf und überlagern die Oberen. Sie meinen im Angesicht des Himmels und der Sterne vielleicht für eine Weile, etwas erreicht zu haben, dem Himmel näher zu sein. Aber Sand ist Sand. Das Zahllose ist das einzige, was da noch zählt...“

Sie nahm ein Päckchen Zigaretten aus ihrer Umhängetasche und suchte nach dem Feuerzeug, und ich stand auf und holte Zündhölzer und einen zweiten Aschenbecher aus der Küche. Als ich zurückkam, stand immer noch das halbvolle Glas neben ihr; aber der Flüssigkeitsspiegel in der Flasche war merklich gesunken.

„Wir haben auch schon erfreulichere Weltbilder miteinander entworfen“, sagte ich.

„Sandkörnchen im Wüstenwind... der Vergleich ist schon bestechend, aber trotzdem schief, bei der Variabilität aller Individuen. Jedes ist einzigartig. Denk an die Fingerabdrücke...“

„...mit deren Hilfe man jeden dingfest machen und vor seinen Richter schleppen kann“, sagte sie erbittert.

„Ich meine nicht nur die winzigen, wenn auch unzähligen Details an so vielen anscheinend ähnlichen Körpern. Ich meine das, was nur einer allein kann. Zum Beispiel: Nie wieder wird es jemanden geben, der ‚Das Herz‘ so tanzt wie du damals.“

Ingeborg BACHMANN (1926 – 1973)

Sie wurde berühmt durch ihre beiden Gedichtbände *Die gestundete Zeit* und *Anrufung des großen Bären*, die eine radikale Kritik an der politischen Restauration in Westdeutschland üben, das gestörte Verhältnis von Mensch und Umwelt beklagen und von Verlust und Entfremdung, von der Zerstörung der menschlichen Beziehungen sprechen. Zu ihrer frühen Schaffensphase gehören die Hörspiele. In den 60er Jahren stand die Prosa im Mittelpunkt ihres Schaffens und damit das Thema der Zerstörung der weiblichen Person in einer destruktiven männlichen Welt. Im Roman *Malina* wird in dreifacher Variation ein weibliches Ich mit einem männlichen Gegenüber konfrontiert und drei verschiedene Todesarten des weiblichen Ich gezeigt.

Das lyrische, epische und dramatische Werk Ingeborg Bachmanns gehört heute zu dem bereits klassischen Erbe der österreichischen Nachkriegsliteratur. Im Erzählband *Simultan*, aus dem unsere Leseprobe stammt, gestaltet die Autorin Schicksale von Menschen, die sich in einer Krisensituation befinden. Sie revoltieren gegen ihre bisherige widerspruchsvolle Lebensweise und suchen nach Liebe, Freiheit und Wahrheit. Nadja, die Heldin der Titelnovelle, arbeitet als Simultandolmetscherin, sie vermittelt täglich zwischen Menschen verschiedener Kulturen und ist überzeugt, dass sie perfekt ist. Ein Text aus der Bibel zeigt, dass der Weg zur Wahrheit schwieriger ist, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie macht eine Entwicklung durch, die sich in einem bewussteren Verhältnis zur Sprache äußert. So wird es ihr letztlich möglich, sich mit der Wahrheit über sich selbst und ihre Beziehungen zu anderen zu konfrontieren. Durch schmerzliche Erfahrungen und eine persönliche Krise erlangt sie ein neues Verhältnis zur Sprache und so die Möglichkeit einer utopischen Perspektive. Ihre Situation mag sich nicht geändert haben, wohl aber ihr Bewusstsein.

Ingeborg Bachmann *Simultan* (1972)

Am Morgen, als sie aufwachte, hatte er schon gepackt, und während sie aus dem Bad den Rasierapparat hörte, fing sie langsam an, auch Ihre Sachen zusammensuchen. Sie sahen einander nicht an, und sie lief erst nach ihm den Pfad zum Meer hinunter, fand ihn nicht, dann tauchte er vor der Leiter auf und hielt ihr einen großen Seestern entgegen. Sie hatte noch nie einen lebendigen Seestern gesehen, oder gar bekommen, sie lächelte erfreut und traurig, sie bestaunte den Stern, den wollte sie mitnehmen als Souvenir, aber dann warf sie ihn plötzlich, ins Wasser zurück, damit er weiterleben konnte. Das Meer war wilder als an allen Tagen zuvor, aber es brauchte sie ja niemand und es ängstigte sie auch nicht mehr, ihn unter Wasser zu wissen. Sie deutete auf die Felsen hinüber, gestikulierte, und dann ging sie über die schwarzen, grünen und hellmarmorierten Blöcke, zwischen denen das Wasser wütend brüllte, und sie kletterte, furcht voll und vor Schwäche nahe am Weinen, die rissigen und steilen Brocken hinauf und hinunter, inmitten des Gebrülls.

Sie sahen beide gleichzeitig auf die Uhr. Sie hatten noch zwei Stunden und lagen, müde vom Essen und schweigsam, nebeneinander in den Liegestühlen auf der untersten Terrasse. Erst hatten sie gedacht, dass sie im Lauf der Tage einander viel erzählen und mitteilen würden, daraus war nichts geworden, und sie überlegte, ob er auch an jemand anderen dachte und im Schlepp seiner Gedanken viele Gesichter, Körper, Zerschundenes, Zerschlagenes, Ermordetes, Gesagtes und Ungesagtes hatte, und ganz plötzlich sah sie ihn an, mit einer ernsten Begier, genau in dem Moment, als sie an Paris dachte und sich vorstellte, nicht er, sondern der andre müsse sie so sehen, und nun sah Mr. Frankel sie an und sie ihn mit dieser Eindringlichkeit. Bitte, was denkst du jetzt, woran denkst du eben jetzt, sag es, sag es mir unbedingt! O nichts Besonderes, er zögerte, an die Cernia habe er gedacht, die er nicht wieder gesehen habe, er müsse noch immer an sie denken. Daran dachte er also, er log nicht, es war wahr, sie allein beschäftigt ihn noch immer, und im Nacken hatte er sie treffen wollen. Sie griff sich, während ihr Kopfschmerz jäh einsetzte, an ihren Nacken und sagte: hier, ich spüre es hier.

In der letzten Stunde stand sie dreimal auf, ging einmal zum Bademeister, dann zur Toilette, dann in die Kabine, wo sie sich hinsetzte und vor sich hinstarrte, und nun musste es ihm langsam auffallen, darum ging sie zurück, kniete vor ihm nieder und legte den Kopf an seine Knie. Würde es dir etwas ausmachen, mich bis zur Abfahrt allein zu lassen? Es ist nichts, sagte sie, es ist nur etwas schwierig, verzeih mir. Trägst du unsere Sachen hinauf? Ja?

Sie ging noch einmal zu den Felsen und sie kletterte nicht mehr vorsichtig, sondern sprang, wo sie konnte, von einem zum andern, sie war wieder nahe am Weinen, das nie kommen würde, und sie wurde immer waghalsiger, kühner, und ja, jetzt, sie setzte hinüber zu dem weit gelegenen schwarzen Felsen, sie riskierte es eben, abzustürzen, sie fing sich benommen, sie sagte sich, es ist eine Pflicht, ich muss, ich muss leben, und nach einem zwanghaften Blick auf die Uhr kehrte sie um, um sich nicht zu verspäten, und sie verbesserte sich, aber was sage ich mir da, was heißt das denn, es ist keine Pflicht, ich muss nicht, muss überhaupt nicht, ich darf. Ich darf ja und ich muss es endlich begreifen, in jedem Augenblick und eben hier, und sie sprang, flog, rannte weiter mit dem, was sie wusste, ich darf, mit einer nie gekannten Sicherheit in ihrem Körper bei jedem Sprung. Ich darf, das ist es, ich darf ja leben. In der Kabine waren nur noch ihre Jeans und die Bluse, sie zog sich rasch um und hüpfte den Weg zum Hotel hinauf, kein. Atem ging ihr aus, und sie hatte fast kein Gewicht, Jetzt seh ich mich um, es ist das Meer, zwar nicht das ganze Meer, nicht die ganze Küste, nicht der ganze Golf – sie blieb stehen und bückte sich, denn auf dem Weg lag etwas, es war sein Pullover, den er verloren haben musste. Sie hob den Pullover auf, presste ihr Gesicht mit einem maßlosen Entzücken gegen den Pullover und küsste ihn, mit einem heißen Gesicht sah sie wieder hinaus, es ist das Meer, es ist wunderbar, und jetzt traue ich mich auch, hinter mich und hinaufzusehen zu den hohen phantastischen Hügeln, auch zu dem Felsen von Maratea.

dem überhängenden, steilsten, und dort oben sah sie etwas wieder, eine kleine., kaum sichtbare Figur, mit ausgebreiteten Armen, nicht ans Kreuz geschlagen, sondern zu einem grandiosen Flug ansetzend, zum Auffliegen oder zum Abstürzen bestimmt.

In der Hotelhalle blieb sie atemlos stehen, sie wollte noch immer nicht zu ihm gehen und lief rasch in das Zimmer hinauf. Die Koffer waren weg, die Betten noch nicht für neue Gäste gerichtet, sie stellte sich vor den Spiegel und versuchte, ihre verwilderten langen Haare zu kämmen, in das spröde salzige Haar einen Schwung hineinzubringen. Sie riss alle Schränke und Schubladen auf, warf leere Zigarettenschachteln, Papierfetzen und Kleenex in den Papierkorb, sah unter die Betten, und eh sie gehen wollte, entdeckte sie neben seinem Bett, in dem Fach unter der Lampe, ein Buch. Wie gut, dass sie noch einmal herauf gegangen war. Sie steckte es in ihre Tasche und zog es sofort wieder heraus, denn dieses Buch konnte nicht ihm gehören. Il Vangelo. Es war bloß die Bibel, die in solchen Hotels zur Einrichtung gehörte. Sie setzte sich auf das ungemachte Bett, und wie sie ihre Wörterbücher aufschlug, um oft abergläubisch ein Wort zu suchen, als Halt für den Tag, diese Bücher wie Orakel befragte, so schlug sie auch dieses Buch auf, es war nur ein Wörterbuch für sie, sie schloss die Augen, tippte mit dem Finger nach links oben und öffnete die Augen, da stand ein einzelner Satz, der ging: Il miracolo, come sempre, è il risultato della fede e d'una fede audace. Sie legte das Buch zurück und probierte, den Satz in den Mund zu nehmen und ihn zu verändern.

Das Wunder

Das Wunder ist wie immer

Nein, das Wunder ist das Ergebnis des Glaubens und

Nein, des Glaubens und eines kühnen, nein, mehr als kühnen, mehr als das –

Sie fing zu weinen an.

Ich bin nicht so gut, ich kann nicht alles, ich kann noch immer nicht alles. Sie hätte den Satz in keine andere Sprache übersetzen können, obwohl sie zu wissen meinte, was jedes dieser Worte bedeutete und wie es zu wenden war, aber sie wusste nicht, woraus dieser Satz wirklich gemacht war. Sie konnte eben nicht alles.

Vor der Bar blieb sie stehen, er wartete auf sie, sah sie aber nicht kommen und bemerkte ihre Anwesenheit nicht, denn er schaute mit anderen Gästen und dem Jungen von der Bar zum Fernsehapparat in der Ecke. Fahrräder, erst einige, fuhren über den Schirm, dann nur noch eines, ein über die Lenkstange gekrümmter Radler war zu sehen, dann ein Straßenrand mit einer Menschenmenge. Der Sprecher redete in höchster Erregung, er versprach sich, korrigierte sich, stolperte wieder über ein Wort, es galt noch drei Kilometer, er redete immer schneller, als hätte er die Pedale zu treten. Als wäre er nicht mehr imstande, durchzuhalten, als wäre es sein Herz, das aussetzen konnte, jetzt schweißte seine Zunge, sie fragte sich, wie lang kann das wohl dauern. zwei Kilometer, und den Jungen von der Bar. der in

Trance auf den Apparat starrte, fragte sie freundlich: chi vince? der Junge gab keine Antwort, noch ein Kilometer also, der Sprecher keuchte, röchelte, er konnte unmöglich diesen, letzten Satz zu Ende bringen und kam mit einem unartikulierten Schrei durch das Zielband. In eben dem Augenblick dröhnte der Apparat, es waren die vielen am Straßenrand, die zu schreien anfangen, bis dieses chaotische Geschrei überging in ganz deutliche Stakkatorufe: A dor ni A dor ni

Sie hörte es mit Entsetzen und mit Erleichterung, und durch diese Rufe im Stakkato hörte sie die Stakkatorufe aus allen Städten und allen Ländern, durch die sie gekommen war. Den Hass im Stakkato, den Jubel im Stakkato. A dor ni A dor ni

Thomas BERNHARD (1931 – 1989)

Thomas Bernhard gehörte zu den prominentesten Repräsentanten der österreichischen Literatur. Als Dramatiker und Prosaiker machte er bereits in den 60er Jahren auf sich aufmerksam. Seine Texte sind kompromisslose Aussagen über sich und die Epoche. Vordergrundig weisen sie einen Memoirencharakter auf, ihr konstituierendes Merkmal sind Rekonstruktion der Vergangenheit und unerbittliche Analyse der Gegenwart.

Am Anfang seines Werkes stehen Gedichte, kurze Bühnenstücke und Prosaskizzen. Der Durchbruch als Prosaautor gelang ihm mit dem Roman *Frost*. Es folgten weitere Prosatexte, in denen er sich mit einer als chaotisch empfundenen Welt und Themen wie Verbrechen, Krankheit, Verfall, Tod auseinandersetzte. Auch Bernhardts Bühnenstücke – der Erfolg setzte mit *Ein Fest für Boris* ein – variieren die bekannten Themen, handeln von Verfall, Wahnsinn, Tod, Scheitern und Selbstbehauptung in einer destruktiven, todverfallenen Welt.

Der Roman *Holzfällen. Eine Erregung* (die Rahmenhandlung bezieht sich auf den Erzähler, der mit dem Autor identisch ist) enthält Erwägungen über Vergangenheit und Gegenwart Österreichs, sowie über das künstlerische Leben Wiens und die Probleme des eigenen Schaffens. Der Autor setzt sich satirisch und provozierend mit dem Kulturbetrieb in Österreich auseinander. Die Kulisse seiner Erwägungen bildet das „künstlerische Nachtmahl“, zu dem ein berühmter Schauspieler eingeladen ist.

Holzfällen. Eine Erregung (1984)

Während ich selbst vor Müdigkeit kaum meine Augen offen halten konnte, war der Burgschauspieler offensichtlich auf einmal überhaupt nicht müde, alle waren müde, von dem anstrengenden Tag, vor allem vom Joanabegräbnis und dann von dem nervenaufreibenden Warten auf den Schauspieler, auf den über zwei Stunden gewartet worden ist. Dass für eine solche Rolle wie der Ekdal beinahe ein ganzes halbes Jahr aufzubringen sei, sagte der Burgschauspieler und in diesem ganzen halben Jahr auf alles andere verzichtet werden müsse, also *ein solcher Ekdal einen vollkommen in Anspruch nimmt*, alle Bequemlichkeiten wegnimmt, *während man ihn probt*, wie er sich ausdrückte, und es ja letzten Endes auch kein Vergnügen sei wochenlang auf einer tirolischen Berghütte und sich in diese Berghütte einzusperren wegen eines solchen Ekdals mehr oder weniger bei Wasser und Brot und Erbsensuppe und in einem schlechten Bett und in mehr oder weniger die ganze Zeit ungewaschenem Zustand und die Leute dann, die Zuschauer, wie er sagte, davon überhaupt keine Ahnung hätten und das überhaupt nicht honorierten. *Und selbst wenn sie klatschen und es ein großer Erfolg ist, wie dieser Ekdal*, sagte der Burgschauspieler, *ist der Preis für eine solche Hingebung, ja, ich darf sagen, Aufopferung*, so er, *zu hoch*, Aber das Schauspielerschicksal sei

eben nichts anderes als ein *Opferschicksal*, so er, der diese Bemerkung ironisieren hatte wollen, was ihm aber nicht gelungen ist, es war doch allen ganz klar, dass er sie ernst gemeint hatte. Ein solcher Ekdal, sagte er, fordere alles von einem Schauspieler. *Zuerst in die Dichtung eindringen, sagte er, aber wie. Dann den Dichter wirklich verstehen und dann die Rolle wirklich verstehen und dann die lange Probenzeit*, die ihn den ganzen Herbst und den ganzen Winter gekostet habe. Wir fangen Ende August an, zu proben, sagte er, und wissen, wenn wir mit den Proben fertig sind, gar nicht, dass es schon wieder Frühjahr ist. Ja, bei Shakespeare ist es etwas ganz anderes, sagte er, ohne darauf zu sagen, *warum* etwas ganz anderes als bei Ibsen. Oder bei Strindberg. Während der Probenzeit, wenn er nicht gerade in einem anderen Stück aufzutreten und also Vorstellung habe, gehe er um zehn Uhr am Abend zu Bett und stehe um sechs Uhr früh auf. Er *memoriere* übrigens den Text vor dem *offenen Fenster*, gehe in seinem Schlafzimmer hin und her. Es ist immer ein Vorteil gewesen, dass ich unverheiratet bin, sagte er plötzlich.

Ich gehe von sieben bis elf Uhr mehr oder weniger in meinem Schlafzimmer hin und her und memoriere den Text. Ich komme mit vollständig gelerntem Text auf die Probe, sagte er. Vom ersten Probenaugenblick an, kann ich den Text vollständig, das verblüfft die Regisseure immer, sagte der Burgschauspieler. Die meisten Schauspieler kommen auf die Probe und können ihren Text nicht, sagte er. Ich habe meinen Text immer vollständig im Gedächtnis, wenn die Probe beginnt. Aber es ist ekelhaft, wenn die Kollegen ihren Text nicht können. Das ist ekelhaft, wiederholte er und nahm sich noch ein Stück Fogosch, der zu einer mit viel zu viel Kapern angereicherten Sauce serviert wurde. Wenn ich mir nicht in Grinzing mein Haus gebaut hätte vierundfünfzig, sagte er, wer weiß, ob ich nicht doch einmal auf eine deutsche Bühne gegangen wäre, sagte der Burgschauspieler. Die Angebote waren *zahlreich*. Ich hätte nach Berlin gehen können, nach Köln, nach Zürich. Aber was sind alle diese Städte gegen Wien, sagte er. Wir hassen diese Stadt und lieben sie doch, wie keine andere, sagte er. Wie wir, zugegeben, auch das Burgtheater hassen und doch lieben wir kein anderes. Während er sagte, *dieser Ekdalerfolg war ja überhaupt nicht vorauszusehen*, beobachtete ich die Schriftstellerin Jeannie Billroth, die schon unruhig geworden war. weil sie sich zurückgesetzt fühlte, an diesem Abend nicht der Mittelpunkt; sein konnte, der sie immer hatte sein wollen, durch die Bemerkungen des Burgschauspielers nicht zum reden gekommen war bis jetzt, obwohl sie andauernd etwas sagen hatte wollen und es nicht sagen hatte können. Immer wieder hatte sie auf eine Bemerkung des Burgschauspielers eine eigene Bemerkung machen wollen, aber der Burgschauspieler hat ihr dazu keine Möglichkeit gegeben, Aber jetzt, als der Burgschauspieler gesagt hatte, dass der Ekdal die schwierigste Rolle sei, die er jemals einstudiert und gespielt habe, sagte sie, dass sie finde, der strindbergsche Edgar sei doch die schwierigere Rolle, *der Edgar ist doch viel schwieriger*, sagte sie, *als der Ekdal*, sie habe jedenfalls immer den Eindruck, wenn sie den Edgar lese, dass der Edgar viel schwieriger sei, als der Ekdal, den Ekdal habe sie niemals als eine schwierige Rolle betrachtet, wenn sie davon absehe, dass alle Rollen, also gleich welche, schwierige seien, wenn sie gut gespielt werden wollen und gut gespielt werden, sie empfinde beim Lesen immer, dass der Edgar

viel schwieriger sei als der Ekdal. *Nein!* rief der Burgschauspieler, *die schwierigere Rolle ist der Ekdal, das ist doch ganz klar.* Da könne sie dem Burgschauspieler nicht zustimmen, meinte die Jeannie Billroth, und sie ließ durchblicken, dass sie einmal Theaterwissenschaft studiert habe, *übrigens bei dem berühmten Professor Kindermann*, also auch an diesem Abend wieder das gesagt hatte, was sie immer bei solchen Gelegenheiten gesagt hat, dass sie eine Schülerin Kindermanns sei; vielleicht müsse ein Schauspieler, sagte die Jeannie Billroth, denken, der Ekdal sei die schwierigere Rolle, während es doch die des Edgar sei. Nein wissen Sie, sagte der Burgschauspieler zur Schriftstellerin Jeannie Billroth, wenn man so, wie ich, Jahrzehnte Schauspieler ist und noch dazu auf dem Burgtheater und seit man überhaupt zurückdenken kann, nur erste Rollen spielt, weiß man doch, wovon man redet. Natürlich, als Theaterwissenschaftler hat man von dem Theater überhaupt andere Ansichten, sagte der Burgschauspieler, aber es sei doch gar keine Frage, dass der Ekdal die schwierigere, der Edgar die viel leichtere Rolle sei, leichter, was das Spielen einer solchen Rolle betrifft, vergessen Sie das nicht, sagte der Burgschauspieler zur Jeannie Billroth. Diese gab sich mit dem, das der Burgschauspieler gesagt hatte, nicht zufrieden und sagte, dass es doch, seit es den Edgar und den Ekdal gebe, immer erwiesen gewesen sei. dass der Ekdal die leichter zu spielende Rolle sei, nicht der Edgar. Das habe Kindermann, ihr Lehrer, ja auch in einer Schrift ganz eindeutig klar gestellt, die Kindermannsche Schrift trage den Titel *Edgar und Ekdal, ein Vergleich*, ob der Burgschauspieler diese Schrift denn nicht gelesen habe, fragte ihn die Jeannie Billroth, worauf der Burgschauspieler sagte, er kenne diese Kindermannsche Schrift nicht. Das sei bedauerlich, meinte die Jeannie Billroth, denn wenn der Burgschauspieler die Kindermannschen Ausführungen über Edgar (von Strindberg) und Ekdal (von Ibsen) gelesen hatte, bevor er den Ekdal zu probieren angefangen habe, hätte er sich *sehr viel Unangenehmes*, die Erarbeitung der *Wildente* betreffend, erspart, und der Auersberger, der schon die ganze Zeit auf der Lauer gesessen war, um auch einmal etwas zu sagen, sagte plötzlich: *und den wochenlangen Aufenthalt auf der Berghütte!* worauf der Burgschauspieler selbst auf einmal ein anderes Thema wünschte, denn er sagte, dass er auf dem Weg in die Gentzgasse einen seiner Handschuhe verloren habe. Wäre er nicht schon zu spät in die Gentzgasse unterwegs gewesen, er wäre umgekehrt, um den verlorenen Handschuh zu suchen. So aber habe er nicht umkehren können, um die Auersbergerischen nicht noch mehr *auf die Folter zu spannen*. Die Leute wüssten gar nicht, in was sie sich einlassen, so er, wenn sie ihn zum Abendessen einladen. Eine solche Einladung ist leicht ausgesprochen, aber was sie bedeutet, erfahren die Gastgeber erst, wenn sie merken, dass der Eingeladene um halb eins noch immer nicht aufgetreten ist. *Ja, die Schauspielerei hat es in sich*, sagte der Burgschauspieler so, als wäre das einer jener Sätze, die er immer wieder sagt, wenn er in Verlegenheit ist.

Peter HANDKE (1942)

Seit seinem Prosaerstling *Die Hornissen* (1966) und seinem ersten Stück *Publikumsbeschimpfung* gehört Peter Handke zu den wichtigsten Repräsentanten der deutschsprachigen Literatur. Seine frühen Texte haben sprachkritischen Charakter. Seine „Sprechstücke“ wenden sich gegen die Ästhetik Brechts und die aktuellen Theatertendenzen (Dokumentartheater, kritisches Volksstück). Wichtiges Beispiel ist *Kaspar* – der Titel verweist auf den Findling Kaspar Hauser. Dieses Stück demonstriert die Determiniertheit des Einzelnen durch die Sprache.

Auch Handkes frühe Prosa reflektiert kritisch die konventionellen Erfahrungsweisen, die durch die Sprache bedingt sind. Bereits in der Erzählung *Die Angst des Tormanns beim Elfmeter* wird die Abstraktheit der Sprachreflexion durch die Anlehnung an traditionelle Erzählschemata aufgebrochen. Mit dem Roman *Der kurze Brief zum langen Abschied* beginnt bei Handke ein Erzählen, das das Verhältnis von Ich und Welt – auch mit autobiographischem Hintergrund – thematisiert. Handkes bisher umfangreichstes Werk, *Mein Jahr in der Niemandsbucht*, thematisiert das Schreiben.

Der Erzähler in *Wunschloses Unglück* liest zufällig in einer Zeitung den Vermerk, dass seine Mutter Selbstmord verübt hat. Er hat nach einer gewissen Zeit das Bedürfnis, über sie eine Biographie zu schreiben, da er meint, dies besser zu können wie ein unpersönlicher Journalist. Er ist sich aber der Schwierigkeit bewusst, nicht in Kitsch und Klischee zu verfallen. Am Beispiel seiner Mutter zeigt Peter Handke die Schwierigkeiten einer Frau aus einfachen Verhältnissen, sich selbst zu emanzipieren und zu verwirklichen. Das Leben dieser Frau wechselt zwischen den Gegensätzen Auflehnung und Anpassung, Liebe und Pflichten, Entdeckung der eigenen Individualität und Zusammenbruch.

Er überlegt zunächst, was er nach dem Selbstmord seiner Mutter empfindet. Dann setzt er wie bei einer konventionellen Biographie mit der Herkunft ein, aber nach einigen wenigen Informationen über den Großvater mütterlicherseits hört er damit wieder auf.

Peter Handke wählte für diese Erzählung eine realistisch und distanziert erscheinende, nicht besonders anschauliche Darstellungsweise. Zwischendurch reflektiert er über die Arbeit an diesem Buch: Er fühlt sich zwischen Skylla und Charybdis, möchte einerseits nicht bloß einen individuellen Lebenslauf nacherzählen, ist aber zugleich besorgt, dass Abstraktionen und Formulierungen die Mutter zur Kunstfigur machen könnten. „Ich vergleiche also den allgemeinen Formelvorrat für die Biographie eines Frauenlebens satzweise mit dem besonderen Leben meiner Mutter; aus den Übereinstimmungen und Widersprüchlichkeiten ergibt sich dann die eigentliche Schreibtätigkeit.“

Wunschloses Unglück (1972)

Diese Zeit half meiner Mutter, aus sich herauszugehen und selbständig zu werden. Sie bekam ein Auftreten, verlor die letzte Berührungsangst: ein verrutschtes Hütchen, weil ein Bursche ihren Kopf an den seinen drückte, während sie nur selbstvergnügt in die Kamera lachte. (Die Fiktion, dass Fotos so etwas überhaupt „sagen“ können – aber ist nicht ohnehin jedes Formulieren, auch von etwas tatsächlich Passiertem, mehr oder weniger fiktiv? *Weniger*, wenn man sich begnügt, bloß Bericht zu erstatten; *mehr*, je genauer man zu formulieren versucht? Und je mehr man fingiert, desto eher wird vielleicht die Geschichte auch für jemand andern interessant werden, weil man sich eher mit Formulierungen identifizieren kann als mit bloß berichteten Tatsachen? – Deswegen das Bedürfnis nach Poesie? „Atemnot am Flussufer“, heißt eine Formulierung bei Thomas Bernhard.)

Der Krieg, eine Serie mit gewaltiger Musik angekündigter Erfolgsmeldungen aus dem stoffbespannten Lautsprecherkreis der in den düsteren „Herrgottswinkeln“ geheimnisvoll leuchtenden Volksempfänger, steigerte noch das Selbstgefühl, indem er die „Ungewißheit aller Umstände vermehrte“ (Clausewitz) und das früher täglich Selbstverständliche spannend zufällig werden ließ. Es war für meine Mutter kein die zukünftige Empfindungswelt mitbestimmendes Angstgespenst der frühen Kinderjahre gewesen, wie er es für mich dann sein sollte, sondern zunächst nur das Erlebnis einer sagenhaften Welt, von der man bis dahin höchstens die Prospekte betrachtet hatte. Ein neues Gefühl für Entfernungen, für das, was FRÜHER, im FRIEDEN, war, und vor allem für die einzelnen andern, die sonst nur weissenlose Kameraden-, Tanzpartner- und Kollegenrollen gespielt hatten. Erstmals auch ein Familiengefühl: „Lieber Bruder...! Ich schaue auf der Landkarte, wo Du jetzt sein könntest... Deine Schwester...“ Und so die erste Liebe: zu einem deutschen Parteigenossen, der, im Zivilberuf Sparkassenangestellter, nun als militärischer Zahlmeister ein bisschen etwas Besonderes war – und bald auch schon in andere Umstände gebracht. Er war verheiratet, und sie liebte ihn, sehr, ließ sich alles von ihm sagen. Sie stellte ihn den Eltern vor, machte mit ihm Ausflüge in die Umgebung, leistete ihm in seiner Soldateneinsamkeit Gesellschaft.

„Er war so aufmerksam zu mir, und ich hatte auch keine Angst vor ihm wie vor anderen Männern.“

Er bestimmte, und sie ging darauf ein. Einmal schenkte er ihr etwas: ein Parfüm. Er lieh ihr auch ein Radio für ihr Zimmer und holte es später wieder ab. „Damals“ las er noch, und sie lasen zusammen ein Buch mit dem Titel „Am Kamin“. Bei einem Ausflug auf eine Alm, als sie auf dem Abstieg ein wenig liefen, entfuhr meiner Mutter ein Wind, und mein Vater verwies ihr das; im Weitergehen entschlüpfte ihm selber ein Furz, und er hüstelte. Sie krümmte sich ganz zusammen, als sie mir das später erzählte, und kicherte schadenfroh und doch mit schlechtem Gewissen, weil sie gerade ihre einzige Liebe schlecht machte. Es belustigte sie selber, dass sie einmal jemanden, und gerade so einen, lieb gehabt hatte. Er war kleiner als sie, viele Jahre älter, fast kahlköpfig, sie ging in flachen Schuhen neben ihm her, immer den

Schritt wechselnd, um sich ihm anzupassen, in einen abweisenden Arm eingehängt, aus dem sie immer wieder herausrutschte, ein ungleiches, lachhaftes Paar – und trotzdem sehnte sie sich noch zwanzig Jahre später danach, wieder für jemanden so etwas empfinden zu können wie einst nach mickrigen Knigge-Aufmerksamkeiten für diese Sparkassenexistenz. Aber es gab keinen ANDEREN mehr: die Lebensumstände hatten sie zu einer Liebe erzogen, die auf einen nicht austauschbaren, nicht ersetzbaren Gegenstand fixiert bleiben musste.

Nach der Matura sah ich meinen Vater zum ersten Mal: vor der Verabredungszeit kam er mir zufällig auf der Straße entgegen, ein geknicktes Papier auf der sonneverbrannten Nase, Sandalen an den Füßen, einen Colliehund an der Leine. In einem kleinen Cafe ihres Heimatortes traf er sich dann mit seiner ehemaligen Geliebten, die Mutter aufgeregt, der Vater ratlos; ich stand weit weg an der Musikbox und drückte „Devil in Disguise“ von Elvis Presley. Der Ehemann hatte Wind von dem allen bekommen, schickte aber nur als Zeichen den jüngsten Sohn in das Cafe, wo das Kind ein Eis kaufte, dann neben der Mutter und dem Fremden stehen blieb und sie ab und zu mit immer den gleichen Worten fragte, wann sie denn endlich nach Hause gehe. Mein Vater steckte ein Sonnenbrillengestell auf die andere Brille, redete zwischendurch zu dem Hund, wollte dann „schon einmal“ zahlen. „Nein, nein, ich lade dich ein“, sagte er, als auch meine Mutter das Geldtäschchen aus der Handtasche nahm. Von unserer Urlaubsreise schickten wir ihr eine gemeinsame Ansichtskarte. Überall, wo wir uns einquartierten, verbreitete er, dass ich sein Sohn sei, denn er wollte auf keinen Fall, dass man uns für Homosexuelle („Hundertfünfsiebziger“) hielt. Das Leben hatte ihn enttäuscht, er war mehr und mehr vereinsamt. „Seit ich die Menschen kenne, liebe ich die Tiere“, sagte er, natürlich nicht ganz im Ernst.

Kurz vor der Entbindung heiratete meine Mutter einen Unteroffizier der Deutschen Wehrmacht, der sie schon lange VEREHRTE und dem es auch nichts ausmachte, dass sie ein Kind von einem andern bekam. „Die oder keine!“ hatte er auf den ersten Blick gedacht und gleich mit seinen Kameraden darauf gewettet, dass er sie bekommen würde, beziehungsweise dass sie ihn nehmen würde. Er war ihr zuwider, aber man redete ihr das Pflichtbewusstsein ein (dem Kind einen Vater geben): zum ersten Mal ließ sie sich einschüchtern, das Lachen verging ihr ein bisschen. Außerdem imponierte es ihr, dass jemand sich gerade sie in den Kopf gesetzt hatte. „Ich glaubte, er würde ohnehin im Krieg fallen“, erzählte sie. „Aber dann hatte ich auf einmal doch Angst um ihn.“

Jedenfalls hatte sie nun Anspruch auf ein Ehestandsdarlehen. Mit dem Kind fuhr sie nach Berlin zu den Eltern ihres Mannes. Man duldete sie. Die ersten Bomben fielen schon, sie fuhr zurück, eine Allerweltsgeschichte, sie lachte wieder, schrie dabei oft, dass man zusammenschrak.

Den Ehemann vergaß sie, sie drückte das Kind an sich, dass es weinte, verkroch sich im Haus, wo man, nach dem Tod der Brüder, begriffsstutzig aneinander vorbeischaute. Kam denn nichts mehr? Sollte es das schon gewesen sein? Seelenmessen, die Kinderkrankheiten,

zugezogene Vorhänge, Briefwechsel mit alten Bekannten aus den unbeschwerten Tagen, Sich-nützlich-machen in der Küche und bei der Feldarbeit, von der man immer wieder weg-lief, um das Kind in den Schatten zu legen; dann die Sirenen des Ernstfalls, auch schon auf dem Land, das Gerenne der Bevölkerung zu den als Luftschutzbunkern vorgesehenen Fels-höhlen, der erste Bombentrichter im Dorf, später Spielplatz und Abfallgrube.

Elfriede JELINEK (1946)

Jelineks Thema sind die Beziehungen und Machtverhältnisse zwischen Mann und Frau. Sie erzählt nach den Mustern trivialer Heftchenromane. Sie dreht die dort vermittelte Ideologie bürgerlicher Liebesgeschichten radikal um. Die scheinbaren Selbstverständlichkeiten bürgerlicher Paare erscheinen im Spiegel von Jelineks Prosa völlig entmenschlicht. In *Die Liebhaberinnen* (1975) ist die Liebe zwischen Mann und Frau völlig auf die materiellen Interessen reduziert.

Erika Kohut, die Hauptfigur in *Die Klavierspielerin* (1986), wird von ihrer Mutter systematisch und gefühllos gequält. Dadurch ist sie zu einer normalen Liebesbeziehung nicht fähig. Nur durch Schmerz und Strafe vermag sie noch Lust zu empfinden.

In *Lust* (1989) beschreibt Jelinek die sozial gebräuchlichen Formen der heterosexuellen Sexualität. Die Sprache, die sie für die Beschreibung der Machtverhältnisse bei der Ausübung sexueller Handlungen gefunden hat, ist in der deutschsprachigen Literatur ohne Beispiel.

Elfriede Jelinek erhielt im Jahr 2004 den Literaturnobelpreis für „den musikalischen Fluss von Stimmen und Gegenstimmen in Romanen und Dramen, die mit einzigartiger sprachlicher Leidenschaft die Absurdität und zwingende Macht der sozialen Klischees enthüllen.“

Die Liebhaberinnen

Die siebzehnjährigen Mädchen Brigitte und Paula arbeiten in einer Miederwarenfabrik in der Steiermark. Brigitte stellt sich dem Elektroinstallateur Heinz als Sexualobjekt zur Verfügung und erreicht so den sozialen Aufstieg durch Heirat. Paula hat sich in einen alkoholsüchtigen Waldarbeiter verliebt. Sie wird schwanger und heiratet ihn. Er kann die Familie nicht ernähren. Sie prostituiert sich. Ihr Mann verlässt sie, und deshalb bleibt sie ihr ganzes Leben lang Fabrikarbeiterin.

Eines Tages beschloss Brigitte, dass sie nur mehr Frau sein wollte, ganz Frau für einen Typ, der Heinz heißt.

Sie glaubt, dass von nun an ihre Schwächen liebenswert und ihre Stärken sehr verborgen sein würden.

Heinz findet nichts Liebenswertes an Brigitte, auch ihre Schwächen findet er nur ekelhaft.

Brigitte pflegt sich jetzt auch für Heinz, denn wenn man eine Frau ist, dann kann man von diesem Weg nicht mehr zurück, dann muss man sich auch pflegen. Brigitte möchte, dass die

zukunft es ihr einmal durch ein jünger aussehen danken wird. vielleicht hat brigitte aber gar keine zukunft. die zukunft hängt ganz von heinz ab. wenn man jung ist, dann sieht man immer jung aus, wenn man älter ist, dann ist es sowieso zu spät. wenn man dann nicht jünger aussieht, dann heißt das erbarmungslose urteil für die umwelt: kosmetisch in der jugend nicht vorgesorgt!

also hat brigitte etwas getan, das in der zukunft wichtig sein wird.

wenn man keine gegenwart hat, muss man für die zukunft vorsorgen.

brigitte näht büstenhalter. brigitte könnte viele arbeiter bekommen, sie will aber den einzigen heinz bekommen, der ein geschäftsmann werden wird.

Das material ist nylonspitze mit einer dünnen portion schaumgummi unterlegt. ihre fabrik hat viele marktanteile, die im ausland sind, und viele näherinnen, die aus dem ausland kommen, viele näherinnen scheiden aus durch heirat, kindesgeburt oder tod.

brigitte hofft, dass sie einmal durch heirat und kindesgeburt ausscheiden wird. brigitte hofft, dass heinz sie hier herausholen wird.

außer heinz gibt es nichts. etwas, das besser ist als heinz, ist für brigitte absolut unerreichbar, etwas das schlechter ist als heinz, will brigitte nicht haben. brigitte wehrt sich verzweifelt mit händen und füßen gegen den abstieg, der abstieg, das ist der verlust von heinz.

brigitte weiß aber auch, dass es keinen aufstieg für sie gibt, es gibt nur heinz oder büstenhalternähen bis ans lebensende. büstenhalternähen ohne heinz bedeutet jetzt schon lebensende. es ist absolut dem zufall überlassen, ob brigitte lebt, mit heinz, oder dem leben entkommt und verkommt.

es gibt keine gesetzmäßigkeiten dafür. Das schicksal entscheidet über das schicksal von brigitte. nicht was sie macht und ist, zählt, sondern heinz und was er macht und ist, das zählt.

brigitte hat jedoch eine aufgabe.

sie muss heinz ständig klarmachen, dass es ohne sie keine zukunft für ihn gibt, das ist eine schwere anstrengung. außerdem muss nachdrücklich verhindert werden, dass heinz vielleicht eine zukunft in jemand andrem sehen könnte. davon später.

LITERATUR IN DER SCHWEIZ

Max FRISCH (1911 – 1991)

Max Frisch studierte Architektur, er führte von 1942 bis 1955 ein Architekturbüro. Von 1958 bis Anfang 1963 hatte er eine Beziehung zu Ingeborg Bachmann. Seine zahlreichen Reisen durch das zerstörte Nachkriegseuropa und in die USA schlugen sich in seinen Werken nieder.

Seinen ersten großen Bühnenerfolg hatte er mit dem ‚Lehrstück ohne Lehre‘ *Biedermann und die Brandstifter* (1958). Es handelt sich um eine Parabel auf Hitlers Machtergreifung. Mit *Andorra*, einem weiteren Parabelstück, demonstriert Frisch den Mechanismus der Vorurteile. In *Stiller*, seinem bedeutendsten Roman, geht es um Fragen des Identitätsverlusts des modernen Menschen. In *Homo faber* führt Frisch die Form des Tagebuchromans weiter. An dessen Problematik knüpft auch *Mein Name sei Gantenbein* an, mit dem Unterschied, dass der Ich-Erzähler hier überhaupt keine Identität besitzt und nur eine Fülle von Möglichkeiten durchspielt. Der Erzähler im Roman *Mein Name sei Gantenbein*, dessen Identität dem Leser verborgen bleibt, wurde von seiner geliebten Frau verlassen. Daraufhin erfindet er verschiedene Geschichten, die Möglichkeiten aufzeigen sollen, wie das Scheitern der Beziehung hätte verhindert werden können. Indem der Erzähler seine eigene Erfahrung als ein erfundenes Beispiel darstellt, kann er als Betrachter von außen sein Erlebnis möglichst objektiv ausdrücken und die Verfälschung durch seine persönlichen subjektiven Ansichten minimieren. Der Erzähler selbst beschreibt diese Situation so: *Ein Mann hat eine Erfahrung gemacht, jetzt sucht er die Geschichte seiner Erfahrung.*

In seinen Geschichten lässt der Erzähler verschiedene erfundene Charaktere auftreten, die in bestimmten Beziehungen zueinander stehen. Eine dieser Figuren ist *Theo Gantenbein*, weitere Hauptfiguren sind *Enderlin*, *Svoboda* und *Lila*. Die männlichen Charaktere werden in ihren Geschichten mit Lila kombiniert, und es entstehen drei Beziehungen, die sich durch bestimmte Eigenarten voneinander unterscheiden.

Wie der Titel *Mein Name sei Gantenbein* andeutet, schlüpft der Erzähler dabei in die Rollen der männlichen Figuren und wechselt die Identitäten, indem er sie *anprobiert wie Kleider*. Daher werden die Geschichten nicht nacheinander, sondern in einer assoziativen Montagetechnik in 91 Abschnitten erzählt.

Varianten des eigenen Ich zeigt die autobiographische Erzählung *Montauk*. In allen Romanen zeigt sich eine Nähe zur Form des Tagebuchs; auch Frischs eigentliche Tagebücher sind als künstlerische Gebilde komponiert.

Mein Name sei Gantenbein (1964)

Ich bin in Lengnau, Kanton Bern.

Später im Gasthof, als ich meinen Kirsch trank, erfuhr ich von der Kellnerin, dass sich in dieser Kurve schon allerlei ereignet habe, auch Todesfälle.

Ich weiß nicht, wozu ich das erzähle.

Mein Unfall interessiert mich nicht...

Mein Name sei Gantenbein.

Der Anfang wäre leicht:

Ich trete ein, Vormittag, ich trete einfach in den Laden und stehe da. Sie wünschen? Ich tue, als verstehe ich kein Schweizerdeutsch. Ich sehe mich um: Brillen, Lupen, Fernrohre, Brillen aller Art, Zwicker, Operngucker, aber vor allem Brillen. Was ich wünsche, liegt im Schaufenster an der Fraumünsterstraße (vorn rechts) schon seit Wochen. Übrigens ist das weiße Fräulein, das die mundartliche Frage nach meinen Wünschen vorerst ins Amerikanische, dann ins Hochdeutsche übersetzt, noch gar nicht frei, und es genügt vorderhand mein Nicken als Zeichen, dass ich Geduld habe, mindestens Manieren. (Ich halte es für besser, meine Rolle auf Hochdeutsch anzutreten. Ich habe stets ein Gefühl von Rolle, wenn ich Hochdeutsch spreche, und damit weniger Hemmungen. Mein Englisch wäre zu dürftig; es reichte immer nur so weit, um im Großen und Ganzen einverstanden zu sein. Und Französisch kommt noch weniger in Frage; ich fühle mich jedem Franzosen unterlegen, solange er nur seine eigne Sprache versteht.) Also da stehe ich, während das Fräulein sich mit einer Dame befasst, die jedes Mal, wenn man ihr eine neue Brille aufs Gesicht schiebt, ihren Hals streckt wie ein Vogel, der Wasser schluckt, und ich hoffe bloß, dass jetzt niemand in diesen Laden kommt, der mich kennt. Die Dame, Amerikanerin, ist jedes Mal enttäuscht, wenn sie mit der nächsten Brille vor den Spiegel tritt, und kann sich nicht entschließen, scheint es, so auszu sehen, wie der Spiegel sie zeigt, und das kann noch lange dauern. Ich habe Zeit, um nochmals mein Unternehmen zu bedenken, aber bleibe entschlossen. Als das Fräulein mich schließlich bedient, geschieht es ohne Unfreundlichkeit gegenüber der Amerikanerin, indem sie jederzeit zeigt, dass sie den Einheimischen nur nebenher bedient. Ich wünsche also – warum stotternd? – eine Sonnenbrille. Bitte sehr! Ich sehe, während sie mir eine Sonnenbrille entgegenstreckt und gleichzeitig mit der Amerikanerin plaudert, eine ganze Lade, ein Arsenal von Sonnenbrillen, die ebenfalls nicht in Frage kommen. Wie sag ich's? Das Fräulein in Weiß, eine schlichte Verkäuferin, aber als Wissenschaftlerin verkleidet, behauptet, etwas Dunkleres gebe es nicht; sonst sehe man nämlich überhaupt nichts mehr, und was der Herr draußen im Schaufenster gesehen habe, sei eben keine Sonnenbrille, sagt sie, sondern eine Blindenbrille. Ich bitte darum. Ihre Verwunderung – unterdessen hat die Amerikanerin sich entschlossen und muss zur Tür geleitet werden, da sie nichts gefunden hat, mit besonderer

Höflichkeit – ihre Verwunderung über meinen Wunsch ist schon verfliegen, als sie mich, jetzt als einzigen Kunden, weiter bedient; sie weigert sich nicht ausdrücklich, Blindenbrillen zu verkaufen, aber tötlich, indem sie weiterhin, als hätte der Herr nur gescherzt, Sonnenbrillen anbietet, einige sogar auf mein Gesicht schiebt, bis ich ungeduldig werde und Schlichterdings verlange, was ich will, nichts andres als eine schwarze Blindenbrille. Bitte sehr! Hoffentlich kommt jetzt nicht der Boss heraus, um sich des Sonderfalles anzunehmen. Wer weiß, ob man nicht ein ärztliches Zeugnis braucht! Endlich nach meinem Wunsch bedient und unterrichtet, dass Blindenbrillen nur Attrappen sind, um die blinden Augen zu verbergen, drum so dunkel, erkundige ich mich nach dem Preis. Ob die Brille denn richtig halte, fragt das Fräulein in Weiß: jetzt grau wie Asche, lila-grau, und sie greift an meine Schläfen, so dass ich plötzlich ihr Gesicht aus nächster Nähe sehe, ihre vollen weichen Lippen, jetzt violett wie reife Pflaumen, und plötzlich ist es Abend geworden, Dämmerung, Zwielflicht, Sonnenfinsternis. Dabei ist es Vormittag, ich höre es; so tönen die Stimmen nur am helllichten Vormittag. Ich sehe jetzt die Sonne wie in fernen Bubenzeiten, wenn man sie durch eine verrußte Glasscherbe beobachtet hat: matt, viel kleiner als vermutet, ohne Strahlenkranz, gelblich bis grau-weiß, Farbe von unreifen Aprikosen oder so, aber metallig. Die Brille, sage ich, halte vortrefflich. Sie prüft nochmals, so dass ich nochmals ihre Pflaumenlippen sehe. Zum Küssen nahe. Ich werde nie wieder küssen, denke ich; der Stoff, aus dem Lippen gemacht sind, ist zu fremd. Ich rieche ihr Parfüm und sehe ihr nahes Haar, grün-schwarz-blau wie Hahnenfedern, und ihre Herbstzeitlosenhaut. Mich selbst im Spiegel zu sehen zögere ich, nehme die Brille ab; keine Spur von Dämmerung, es ist Vormittag, draußen die Straße, Leute, das bunte Blech der Autos, Sonne, Schaufenster, die Straße in der Sonne, alles wie gewohnt, das Fraumünster im Elfuhrgeläute mit Möwen. Zum Glück kommt ein nächster Kunde; als das Fräulein in Weiß sich für eine Weile entschuldigt, um zu bedienen, setze ich nochmals die Brille auf. Ich sehe meine Hand, mein Fleisch wie Marzipan, das nicht zur Zeit gegessen worden ist, mürbe und grau. Im Spiegel, ja, ich sehe gerade noch, dass es keine Tür ins Freie ist, sondern ein Spiegel, sehe ich einen Mann von meiner Gestalt, ohne zu wissen, ob der Mann im Spiegel, dessen Augen nicht zu sehen sind, mich gleichfalls erkennt. Als ich näher trete, um seine Augen zu sehen, kommt der Andere auf mich zu wie ein Blinder, der nicht ausweicht, so, als wolle er durch mich hindurchgehen – schon habe ich die Brille aus dem Gesicht genommen. Bitte! sage ich und zahle...

Der Anfang wäre gemacht.

Wie weiter?

Natürlich brauche ich auch einen Stock –

Ich stelle mir vor:

Gantenbeins erster Ausgang, den er nicht ohne Herzklopfen antritt, führt nicht weit; schon der erste Zeitgenosse, dem Gantenbein, ausgestattet mit der dunklen Brille und mit einem schwarzen Stöcklein, das er nach Blindenart hin und wieder an Randstein klöppeln lässt,

auf schnurgerade Weise nicht aus dem Weg geht, verdutzt ihn mit der groben Frage, ob er denn keine Augen im Kopf habe, und Gantenbein, statt froh zu sein über diese erste Bestätigung, steht sprachlos vor Ärger über den Flegel, nicht ohne sich nach dem Flegel umzuschauen. Ein Blinder der sich umschaute! der erste Schnitzer. Sein Vorsatz, ohne Ansehen der Person niemand aus dem Weg zu gehen, mag richtig sein: aber er ist zu forsch gegangen. Zu vorsätzlich. Im Anfang übertreibt man immer. Eine Weile bleibt Gantenbein stehen; er muss lockerer werden, bevor er weitergeht mit dem klöppelnden Stock am Randstein. Natürlich hat er eine Gegend gewählt, die er kennt. Kreuzplatz, Zeltweg, Heimplatz, das war einmal sein täglicher Schulweg, das kennt er auswendig.

Friedrich DÜRRENMATT (1921 – 1991)

Friedrich Dürrenmatt ist vor allem als Dramatiker bekannt, der die Entwicklung des europäischen Dramas entscheidend mitgeprägt hat. In seinen Dramen zeigt er eine groteske Welt – in manchen Stücken (*Die Physiker*, *Achterloo*) erscheint sie ausdrücklich als Irrenhaus, auf die das Theater mit den Mitteln der Groteske reagiert, sie aber nicht verändern kann. Diese Sicht der Dinge bestimmt die grotesken Komödien von *Romulus* über den Welt-erfolg *Der Besuch der alten Dame* zu der Darstellung der Weltgeschichte als Amoklauf, Schlachthaus oder Irrenanstalt in den *Physikern*. Dürrenmatts lyrisches und episches Schaffen ist weniger bekannt. Dabei hat er mehrere hervorragende Detektivromane geschrieben.

Der Roman *Das Versprechen* stellt einen Polizeikommissar dar, der mit einem ahnungslosen kleinen Mädchen als Lockvogel einen Serienmörder zu überführen versucht. Friedrich Dürrenmatt fügt diese Geschichte in eine Rahmenhandlung ein und nützt diese für Reflexionen über die Unzulänglichkeit logischen bzw. kriminalistischen Denkens in der komplexen, von Zufällen und Störfaktoren beherrschten Wirklichkeit. Kommissar Matthäi scheitert bei der Aufklärung einer Mordserie. Jedes unaufgeklärte Verbrechen bedeutet aber, dass ein Täter seiner gerechten Strafe entronnen ist.

Der Roman ist zugleich eine ironische Selbstreflexion der Gattung des Detektivromans. Der Erzähler (Friedrich Dürrenmatt selbst) fährt mit dem Zug nach Chur, um dort einen Vortrag zu halten über die Kunst, Kriminalromane zu schreiben. Dr. H., der unter den Zuhörern gewesen war und den er danach in der Hotelbar kennen lernte, nimmt ihn am nächsten Tag im Auto mit zurück nach Zürich.

Das Versprechen (1958)

Im März dieses Jahres hatte ich vor der Andreas-Dahinden-Gesellschaft in Chur über die Kunst, Kriminalromane zu schreiben, einen Vortrag zu halten. Ich traf mit dem Zug erst beim Einnachten ein, bei tiefliegenden Wolken und tristem Schneegestöber, dazu war alles vereist. Die Veranstaltung fand im Saale des Kaufmännischen Vereins statt. Publikum war nur spärlich vorhanden, da gleichzeitig in der Aula des Gymnasiums Emil Staiger über den späten Goethe las. Weder ich noch sonst jemand kam in Stimmung, und mehrere Einheimische verließen den Saal, bevor ich den Vortrag beendet hatte. Nach einem kurzen Zusammensein mit einigen Mitgliedern des Vorstandes, mit zwei, drei Gymnasiallehrern, die auch lieber beim späten Goethe gewesen wären, sowie einer wohlthätigen Dame, die den Verband der Ostschweizerischen Hausangestellten ehrenhalber betreute, zog ich mich nach quittiertem Honorar und Reisespesen ins Hotel Steinbock nahe beim Bahnhof zurück, wo man mich logiert hatte. Doch auch hier Trostlosigkeit. Außer einer deutschen Wirtschaftszeitung und einer alten ›Weltwoche‹ war keine Lektüre aufzutreiben, die Stille des Hotels unmenschlich,

an Schlaf nicht zu denken, weil die Angst hochkam, dann nicht mehr zu erwachen. Die Nacht zeitlos, gespenstisch. Draußen hatte es zu schneien aufgehört, alles war ohne Bewegung, die Straßenlampen schwankten nicht mehr, kein Windstoß, kein Churer, kein Tier, nichts, nur vom Bahnhof her hallte es einmal himmelweit. Ich ging zur Bar, um noch einen Whisky zu trinken. Außer der älteren Bardame fand ich dort noch einen Herrn, der sich mir vorstellte, kaum dass ich Platz genommen hatte. Es war Dr. H., der ehemalige Kommandant der Kantonspolizei Zürich, ein großer und schwerer Mann, altmodisch, mit einer goldenen Uhrkette quer über der Weste, wie man dies heute nur noch selten sieht. Trotz seines Alters waren seine borstigen Haare noch schwarz, der Schnurrbart buschig. Er saß an der Bar auf einem der hohen Stühle, trank Rotwein, rauchte eine Bahianos und redete die Bardame mit Vornamen an. Seine Stimme war laut und seine Gesten waren lebhaft, ein unzimperlicher Mensch, der mich gleichermaßen anzog wie abschreckte. Als es schon gegen drei ging und zum ersten Johnnie Walker vier weitere gekommen waren, erbot er sich, mich am nächsten Morgen mit seinem Opel Kapitän nach Zürich zu schaffen. Da ich die Gegend um Chur und überhaupt diesen Teil der Schweiz nur flüchtig kannte, nahm ich die Einladung an. Dr. H. war als Mitglied einer eidgenössischen Kommission nach Graubünden gekommen und hatte, da ihn das Wetter an der Rückfahrt hinderte, ebenfalls meinen Vortrag besucht, ließ sich jedoch nicht darüber aus, nur dass er einmal meinte: „Sie tragen ziemlich ungeschickt vor.“

Am nächsten Morgen machten wir uns auf den Weg. Ich hatte in der Dämmerung – um noch etwas schlafen zu können – zwei Medomin genommen und war wie gelähmt. Es war immer noch nicht recht hell, obgleich schon lange Tag. Irgendwo glänzte ein Stück metallener Himmel. Sonst schoben sich nur Wolken dahin, lastend, träge, noch voll Schnee; der Winter schien diesen Teil des Landes nicht verlassen zu wollen. Die Stadt war von Bergen eingekesselt, die jedoch nichts Majestätisches aufwies, sondern eher Erdaufschüttungen glichen, als wäre ein unermessliches Grab ausgehoben worden. Chur selbst offenbar steinig, grau, mit großen Verwaltungsgebäuden. Es kam mir unglaublich vor, dass hier Wein wuchs. Wir versuchten, in die Altstadt einzudringen, doch verirrte sich der schwere Wagen, wir gerieten in enge Sackgassen und Einbahnstraßen, schwierige Rückzugsmanöver waren nötig, um aus dem Gewirr der Häuser hinauszukommen; dazu war das Pflaster vereist, so dass wir froh waren, die Stadt endlich hinter uns zu wissen, obgleich ich nun eigentlich nichts von diesem alten Bischofssitz gesehen hatte. Es war wie eine Flucht. Ich döste vor mich hin, bleiern und müde; schattenhaft schob sich in den tief liegenden Wolken ein verschneites Tal an uns vorbei, starr vor Kälte. Ich weiß nicht, wie lange. Dann fuhren wir gegen ein größeres Dorf, vielleicht Städtchen, vorsichtig, bis auf einmal alles in der Sonne lag, in einem so mächtigen und blendenden Licht, dass die Schneeflächen zu tauen anfangen. Ein weißer Bodennebel stieg auf, der sich merkwürdig über den Schneefeldern ausmachte und mir den Anblick des Tales aufs Neue entzog. Es ging wie in einem bösen Traume zu, wie verhext, als sollte ich dieses Land, diese Berge nie kennen lernen.

Wieder kam die Müdigkeit, dazu das unangenehme Geprassel von Kies, mit dem man die Straße bestreut hatte; auch gerieten wir bei einer Brücke leicht ins Rutschen; dann ein Militärtransport; die Scheibe wurde so schmutzig, dass die Wischer sie nicht mehr reinigen konnten. H. saß mürrisch neben mir am Steuer, in sich versunken, auf die schwierige Straße konzentriert. Ich bereute, die Einladung angenommen zu haben, verwünschte den Whisky und das Medomin. Doch nach und nach wurde es besser. Das Tal war wieder sichtbar, auch menschlicher. Überall Höfe, hie und da kleine Industrien, alles reinlich und karg, die Straße nun ohne Schnee und Eis, nur glänzend vor Nässe, doch sicher, so dass eine anständigere Geschwindigkeit möglich wurde. Die Berge hatten Platz gemacht, beengten nicht mehr, und bei einer Tankstelle hielten wir.

Das Haus machte gleich einen sonderbaren Eindruck, vielleicht weil es sich von seiner properen schweizerischen Umgebung abhob. Es war erbärmlich, troff von Nässe; Bäche flössen an ihm nieder. Zur Hälfte war das Haus aus Stein, zur Hälfte eine Scheune, deren Holzwand längs der Straße mit Plakaten beklebt war, seit langem offenbar, denn es hatten sich ganze Schichten übereinander geklebter Plakate gebildet: Burrus Tabake auch in modernen Pfeifen, trink Canada Dry, Sport Mint, Vitamine, Lindt Milkschokolade usw. An der Breitwand stand riesenhaft: Pneu Pirelli. Die beiden Tanksäulen befanden sich vor der steinernen Hälfte des Hauses auf einem unebenen, schlecht gepflasterten Platz; alles machte einen verkommenen Eindruck, trotz der Sonne, die jetzt beinahe stechend, böseartig schien.

„Steigen wir aus“, sagte der ehemalige Kommandant, und ich gehorchte, ohne zu begreifen, was er vorhatte, doch froh, an die frische Luft zu kommen.

Neben der offenen Haustüre saß ein alter Mann auf einer Steinbank. Er war unrasiert und ungewaschen, trug einen hellen Kittel, der schmutzig und verfleckt war, und dazu dunkle, speckig schimmernde Hosen, die einmal zu einem Smoking gehört hatten. An den Füßen alte Pantoffeln. Er stierte vor sich hin, verblödet, und ich roch schon von weitem den Schnaps. Absinth. Um die Steinbank herum war das Pflaster mit Zigarrenstummeln bedeckt, die im Schmelzwasser schwammen.

„Grüß Gott“, sagte der Kommandant auf einmal verlegen, wie mir schien. „Füllen Sie bitte auf. Super. Und reinigen Sie auch die Scheiben.“ Dann wandte er sich zu mir. „Gehen wir hinein.“

Erst jetzt bemerkte ich über dem einzigen sichtbaren Fenster ein Wirtshausschild, eine rote Blechscheibe, und über der Türe war zu lesen: „Zur Rose“. Wir betraten einen schmutzigen Korridor. Gestank von Schnaps und Bier. Der Kommandant ging voran, öffnete eine Holztüre, offenbar kannte er sich aus. Die Gaststube war armselig und dunkel, einige rohe Tische und Bänke, an den Wänden Filmstars, aus Illustrierten herausgeschnitten und an die Mauer geklebt; der Österreichische Rundfunk gab einen Marktbericht für Tirol durch, und hinter der Theke stand kaum erkennbar eine hagere Frau. Sie trug einen Morgenrock, rauchte eine Zigarette und spülte die Glaser.

„Zwei Kaffee-Creme“, bestellte der Kommandant.

Die Frau begann zu hantieren, und aus dem Nebenzimmer kam eine schlampige Kellnerin, die ich auf etwa dreißig schätzte.

„Sie ist sechzehn“, brummte der Kommandant.

Das Mädchen servierte. Es trug einen schwarzen Rock und eine weiße, halb offene Bluse, unter der es nichts anhatte; die Haut war ungewaschen. Die Haare waren blond wie wohl auch einmal die der Frau hinter der Theke und ungekämmt.

„Danke, Annemarie“, sagte der Kommandant und legte das Geld auf den Tisch. Auch das Mädchen antwortete nicht, bedankte sich nicht einmal. Wir tranken schweigend. Der Kaffee war entsetzlich. Der Kommandant zündete sich eine Bahianos an. Der österreichische Rundfunk war zum Wasserstand übergewechselt und das Mädchen ins Nebenzimmer gelatscht, in welchem wir etwas Weißliches schimmern sahen, offenbar ein ungemachtes Bett.

„Gehen wir“, meinte der Kommandant.

Draußen zahlte er nach einem Blick auf die Tanksäule. Der Alte hatte Benzin nachgefüllt und auch die Scheiben gereinigt.

„Das nächste Mal“, sagte der Kommandant zum Abschied, und wieder fiel mir seine Hilflosigkeit auf; doch antwortete der Alte auch jetzt nichts, sondern saß schon wieder auf seiner Bank und stierte vor sich hin, verblödet, erloschen. Als wir aber den Opel Kapitän erreicht hatten und uns noch einmal umwandten, ballte der Alte seine Hände zu Fäusten, schüttelte sie und flüsterte, die Worte ruckweise hervorstoßend, das Gesicht verklärt von einem unermesslichen Glauben: „Ich warte, ich warte, er wird kommen, er wird kommen.“

Um ehrlich zu sein, begann Dr. H. später, als wir uns anschickten, über den Kerenzertpass zu kommen – die Straße war aufs neue vereist, und unter uns lag der Walensee, gleißend, kalt, abweisend; auch hatte sich die bleierne Müdigkeit des Medomins wieder eingestellt, die Erinnerung an den Rauchgeschmack des Whiskys, das Gefühl, in einem Traum endlos sinnlos dahin zu gleiten – um ehrlich zu sein, ich habe nie viel von Kriminalromanen gehalten und bedaure, dass auch Sie sich damit abgeben. Zeitverschwendung. Was Sie gestern in Ihrem Vortrag ausführten, lässt sich zwar hören; seit die Politiker auf eine so sträfliche Weise versagen – und ich muss es ja wissen, bin selbst einer, Nationalrat, wie Ihnen bekannt sein dürfte [es war mir nicht bekannt, ich hörte seine Stimme wie von ferne, verschanzt hinter meiner Müdigkeit, doch aufmerksam wie ein Tier im Bau] –, hoffen die Leute eben, dass wenigstens die Polizei die Welt zu ordnen verstehe, wenn ich mir auch keine lausigere Hoffnung vorstellen kann. Doch wird leider in all diesen Kriminalgeschichten ein noch ganz anderer Schwindel getrieben. Damit meine ich nicht einmal den Umstand, dass eure Verbrecher ihre Strafe finden.

Denn dieses schöne Märchen ist wohl moralisch notwendig. Es gehört zu den staaterhaltenden Lügen, wie etwa auch der fromme Spruch, das Verbrechen lohne sich nicht – wobei man doch nur die menschliche Gesellschaft zu betrachten braucht, um die Wahrheit über diesen Punkt zu erfahren –, all dies will ich durchgehen lassen, und sei es auch nur aus Geschäftsprinzip, denn jedes Publikum und jeder Steuerzahler hat ein Anrecht auf seine Helden und sein Happy-End, und dies zu liefern, sind wir von der Polizei und ihr von der Schriftstellerei gleichermaßen verpflichtet. Nein, ich ärgere mich vielmehr über die Handlung in euren Romanen. Hier wird der Schwindel zu toll und zu unverschämt. Ihr baut eure Handlungen logisch auf; wie bei einem Schachspiel geht es zu, hier der Verbrecher, hier das Opfer, hier der Mitwisser, hier der Nutznießer; es genügt, dass der Detektiv die Regeln kennt und die Partie wiederholt, und schon hat er den Verbrecher gestellt, der Gerechtigkeit zum Siege verholfen. Diese Fiktion macht mich wütend. Der Wirklichkeit ist mit Logik nur zum Teil beizukommen. Dabei, zugegeben, sind gerade wir von der Polizei gezwungen, ebenfalls logisch vorzugehen, wissenschaftlich; doch die Störfaktoren, die uns ins Spiel pfuschen, sind so häufig, dass allzu oft nur das reine Berufsglück und der Zufall zu unseren Gunsten entscheiden. Oder zu unseren Ungunsten. Doch in euren Romanen spielt der Zufall keine Rolle, und wenn etwas nach Zufall aussieht, ist es gleich Schicksal und Fügung gewesen; die Wahrheit wird seit jeher von euch Schriftstellern den dramaturgischen Regeln zum Fraße hingeworfen. Schickt diese Regeln endlich zum Teufel. Ein Geschehen kann schon allein deshalb nicht wie eine Rechnung aufgehen, weil wir nie alle notwendigen Faktoren kennen, sondern nur einige wenige, meistens recht nebensächliche. Auch spielt das Zufällige, Unberechenbare, Inkommensurable eine zu große Rolle. Unsere Gesetze fußen nur auf Wahrscheinlichkeit, auf Statistik, nicht auf Kausalität, treffen nur im Allgemeinen zu, nicht im besonderen. Der Einzelne steht außerhalb der Berechnung. Unsere kriminalistischen Mittel sind unzulänglich, und je mehr wir sie ausbauen, desto unzulänglicher werden sie im Grunde. Doch ihr von der Schriftstellerei kümmert euch nicht darum. Ihr versucht nicht, euch mit einer Realität herumzuschlagen, die sich uns immer wieder entzieht, sondern ihr stellt eine Welt auf, die zu bewältigen ist. Diese Welt mag vollkommen sein, möglich, aber sie ist eine Lüge, lässt die Vollkommenheit fahren, wollt ihr weiterkommen, zu den Dingen, zu der Wirklichkeit, wie es sich für Männer schickt, sonst bleibt ihr sitzen, mit nutzlosen Stilübungen beschäftigt. Doch nun zur Sache.

EXILLITERATUR

Peter WEISS (1916 – 1982)

Der Prosaautor und Dramatiker Peter Weiss ist neben dem Lyriker Erich Fried ein typischer Repräsentant der deutschen Exilliteratur. Beide emigrierten sie als Jugendliche zusammen mit ihren Eltern und blieben nach Kriegsende im Ausland, wo sie literarisch tätig wurden, Fried in Großbritannien und Weiss in Schweden. Beide Autoren behielten jedoch lebhaften Kontakt zum Kulturleben in den deutschsprachigen Ländern, und ihre Werke erschienen in deutschen bzw. österreichischen Verlagen.

Abschied von den Eltern, *Fluchtpunkt* und *Die Ästhetik des Widerstands* heißen die bekanntesten Prosawerke von Peter Weiss. Der internationale Durchbruch gelang dem 1916 in Nowawes bei Potsdam geborenen und 1982 in Stockholm gestorbenen Peter Weiss mit seinen Dramen *Die Verfolgung und Ermordung des Jean Paul Marat, dargestellt durch die Schauspieltruppe des Hospizes zu Charenton unter Anleitung des Herrn de Sade* (1964) und *Die Ermittlung* (1965). Sein spätes Debüt als deutschsprachiger Schriftsteller aber gab Peter Weiss mit *Der Schatten des Körpers des Kutschers* (1960). Dieses erste deutschsprachige Buch des 1934 aus Deutschland emigrierten Autors, der vorher nur auf Schwedisch geschrieben hatte, handelt von der Sprache selbst. Peter Weiss versucht in diesem „Mikro-Roman“ herauszufinden, ob er nach 20 Jahren Exil noch in der Lage ist, mit der deutschen Sprache das, was ein namenloser Ich-Erzähler über mehrere Tage hinweg auf einem Landgut beobachtet, genau zu beschreiben. Dabei enthält er sich jeder Deutung oder Interpretation. Der Roman ist das wohl Witzigste und zugleich Experimentellste, was Peter Weiss je geschrieben hat. Das Buch war 1960 eine kleine, avantgardistische Sensation und die deutsche Antwort auf Becketts absurde Sprachkritik und den französischen „nouveau roman“. *Abschied von den Eltern* (1961) ist ein autobiographisches, eher traditionell konzipiertes Buch.

Der Schatten des Körpers des Kutschers (1960)

Schwer gegen die Müdigkeit und gegen den Wunsch, den Bleistift niederzulegen und diese Aufzeichnungen aufzugeben, ankämpfend, denke ich an den vor drei Tagen und drei Nächten liegenden Abend zurück, und setze mit der Beschreibung dieses Zurückdenkens fort, und die vierte Nacht beginnt schon, nachdem die Abendmahlzeit abgeschlossen ist und ich mich von den in der Diele versammelten Gästen zurückgezogen habe, sich anzubahnen, die vierte Nacht nach dem Abend an dem der Kutscher, nachdem wir uns von der Geselligkeit in der Diele in unsere Zimmer begeben hatten, der Haushälterin, die die Kaffeebecher in die

Küche trug und ins Abwaschbecken stellte, in die Küche folgte und dort mit ihr, was ich, mich aus dem Fenster lehnend und die Nachtluft einsaugend, an den durch das Küchenfenster auf den Hof fallenden Schatten sah, blieb. Die Schatten wurden, wie ich berechnete, von der Lichtquelle der in der Mitte der Küche befindlichen herabziehbaren Lampe geworfen, und in Anbetracht der Lage der Schatten musste die Lampe, wahrscheinlich zur Erhellung des Fußbodens, den die Haushälterin zu putzen gedachte, ungefähr bis zur Brusthöhe herabgezogen worden sein; so sah ich deutlich über den Schatten des Fensterbrettes den Schatten der Kaffeekanne hervorragen, und seitwärts, etwa vom Platz aus an dem die Haushälterin bei den Mahlzeiten zu sitzen pflegt, beugte sich der Schatten der Haushälterin mit vorgestrecktem Arm über den Tisch und ergriff den Schatten der Kaffeekanne. Nun legte sich der Schatten des Kutschers, niedrig aus der Tiefe der Küche hervortretend, und über den Schatten der Tischkante, der in gleicher Höhe mit dem Schatten des Fensterbrettes lag, hinauswachsend, neben den Schatten der Haushälterin; der Schatten seiner Arme streckte sich in den Schatten des Arms der Haushälterin hinein, auch der Schatten des anderen Arms der Haushälterin schob sich in den zu einem Klumpen anschwellenden Schatten der Arme, worauf sich die Schattenmasse des Körpers der Haushälterin der Schattenmasse des Körpers des Kutschers näherte und mit ihr zusammenschmolz. Aus dem unförmig zusammengeballten, dichten Gefüge der Körperschatten ragte nur der Schatten der hochgehobenen Hand der Haushälterin, in der sie die Kaffeekanne trug, hervor. Der Schatten der Kaffeekanne schaukelte hin und her, auch der Schatten der Körper schwankte hin und her, und zuweilen zeichneten sich die Schatten der Köpfe, dicht im Profil ineinander verklebt, über dem Klumpen der Leiber ab. Der Schatten der Kaffeekanne löste sich, nach einer heftigen Seitwärtsbewegung der Körper, vom Schatten der Hand, und fiel herab; einige Sekunden lang lösten sich die Schatten der Körper voneinander, der Körper der Haushälterin zeigte sich mit der vorgewölbten Linie der Brüste, zurückgeneigt über den Tisch, und der Schatten des Kutschers öffnete sich, hoch aufgerichtet, fuchtelnd und wie mit Flügeln schlagend, die Masse des Schattens des Mantels von sich abwerfend. Nachdem der Mantelschatten über den Körperschatten des Kutschers hinabgeflattert war, warf sich der Körperschatten des Kutschers wieder nach vorn, und der Schatten des Körpers der Haushälterin stieß sich ihm entgegen, dabei griffen die Schatten der Arme der Haushälterin in den Schatten des Körpers des Kutschers hinein, über ihn hinaus, um ihn herum, und die Schatten der Arme des Kutschers bohrten sich in den Schatten des Körpers der Haushälterin hinein und um ihn herum. Mit zerrenden, ruckhaften Bewegungen drehten und wandten sich die Schatten der Leiber weiter der Mitte des Schattens der Fensterkante und der Tischkante zu; die Schatten der Beine der rückwärts über dem Tisch liegenden Haushälterin ragten mit gebeugten Knien über den vorkriechenden Schatten des Kutschers auf, und der Schatten des auf den Knien liegenden Kutschers hob sich über den Schatten des Bauches der Haushälterin.

Autor: doc. PhDr. Milan Žitný, CSc.

Názov: **Materialien zu Pflichtlektüren für Germanistikstudenten
Deutschsprachige Prosa zwischen 1945 und 1989**

Recenzenti: prof. PhDr. Ladislav Šimon, CSc.
doc. Mgr. Róbert Gáfrik, PhD.

Typografická úprava: Mgr. Ing. Roman Horváth, PhD.

Vydavateľ: Katedra nemeckého jazyka a literatúry Pedagogickej fakulty
Trnavskej univerzity v Trnave

Rok vydania: 2017

Vydanie: prvé

Rozsah: 98 strán, 6,77 AH

ISBN 978-80-568-0054-6

Copyright © 2017 Trnavská univerzita v Trnave, Pedagogická fakulta, Katedra nemeckého jazyka a literatúry. Všetky práva vyhradené.

